

Georg-Konell-Förderpreis

2011



Wettbewerbsbeiträge aller Teilnehmer/innen

Georg-Konell-Förderpreis

Wettbewerbsbeiträge 2011

Der George-Konell-Förderpreis ist ein Literaturpreis für Schülerinnen und Schüler der Jahrgangsstufen 9 bis 12 an Wiesbadener Schulen, der alle zwei Jahre vergeben wird. Inhaltliche Vorgaben gibt es nicht. Eine Jury entscheidet über die Preisverleihung. Der Preis ist mit 500 Euro dotiert.

Es wird ein selbstverfasster Prosatext, eine Kurzgeschichte oder einen Essay, alles neueren Datums, erwartet, der oder die einen souveränen, sensiblen und kreativen Umgang mit der deutschen Sprache erkennen lässt. Ein Thema wird nicht vorgegeben. Der Umfang sollte maximal 5 Seiten à 50 Zeilen haben.

Preisträgerin 2011:

Katharina Korbach – Im Endeffekt

Anerkennungspreise 2011:

Rebekka Ehlen – Satire

Marvin Jüchtern – Die Stille des Atems

Sema Kabella – Eine unbequeme Angelegenheit

Inhalt

Autor/in

Titel

Seiten

Preisträgerin 2011:

Korbach, Katharina Im Endeffekt 4-5

Anerkennungspreise 2011:

Ehlen, Rebekka Satire 6-7

Jüchtern, Marvin Die Stille des Atems 8-14

Kabella, Sema Eine unbequeme Angelegenheit 15-17

Weitere Wettbewerbsbeiträge (in alphabetischer Reihenfolge)

Ahmadzadeh, Y. Carmen Die Mutprobe 18-20

Cheema, Hamail Der Fluch der Schreiber 21-26

Crass, Cedric Ein Tag wie jeder andere 27-28

De Luca, Laura Abseits 29-31

Frumm, Lara Das Haus am See 32-34

Hänel, Maria Liebeslebenshungerkummer 35-39

Jaschke, Gudrun Hilflos 40

Jelcic, Ana Weil ich dich liebe... 41

Karamuschka, Marina Erinnerungen 42-43

Kartalis, Natalia Angels Grave – Die, die Ich einst kannte 44-47

Kohler, Gabriele Brüder, Freunde, Diebe 48-50

Kraft, Julia / Iwanoff, Jördis Fliegen sollte leicht sein 51-56

Mailian, Margarita Liebe mit Folgen 57-59

Makiya Nur, Ina Aus dem Leben von... – wem eigentlich? 60-63

Münch, Saskia Leben 64-66

Röhlke, Leo Brüder 67-68

Sedo, Sophie Mit dem letzten Atemzug 69-71

Staub, Franziska Nacht 72-73

Sütterlin, Anne Das Streben nach Glück 74-75

Touzos, Amina So nah, so fern 76

Tüffers, Julia Suche nach Hoffnung 77-78

Weiß, Michelle Helden leben länger 79-82

Wittig, Sina Gefallen 83-89

Wolfarth, Viviane Perfektion täuscht 90-93

Im Endeffekt – Katharina Korbach

Es war ein windschiefer Abend als du gesagt hast. du würdest es manchmal nicht aushalten, im Schein zu leben. Dabei hast du deine Serviette gefaltet wie jemand, der schon lange an Reibung verloren hat, und sie unter den Teller geklemmt. Das war kurz vor dem dritten Gang.

Du hast gesagt, dass du schon die ganze Zeit den alten Mann, der noch gar nicht so alt ist, ansehen musst, wie er dort hinten auf die Tischdecke starrt. Du hast gesagt, dass er wohl seinen letzten Frühling längst verlebt hat und dass er das auch weiß.

Lichterwellen sind von allen Seiten über uns hereingebrochen und die Gischt hat wie die Bläschen in unserem *Champagner* geschmeckt. Alles in allem *war* es *ein* Abend ohne *Mondrückseiten*.

Jetzt nippst du an deinem Rotwein und hinterlässt tausend Lippenstiftabdrücke am Glasrand. In *regelmäßigen* Abständen fängst du *den* Blick des Kellners *und* in *regelmäßigen* Abständen frage ich mich. wann du wohl einsiehst, dass deine Augenaufschlagreserven längst verbraucht sind. Der alte Mann, der noch gar nicht so alt ist, hat sich schon lange nicht mehr gerührt. Du sagst dazu nur, dass Krankheit die Mutter neuer Nebensächlichkeiten ist.

Ich stimme dir zu und tonlos steht die Frage im Raum, ob wirklich noch genug Herzzwischenräume übrig geblieben sind, um sie mit dem anderen zu füllen. Anstatt nach Antworten zu suchen schneidest du ein winziges Stück Fleisch ab und kaust es viel länger als nötig. Jazz kommt aus dem Nirgendwo und bricht direkt auf Trommelfelhöhe.

Du sagst, dass du nichts so wenig leiden kannst wie Jazz, abgesehen von Montagmorgenmelancholie, und lächelst dabei, als ob das ein guter Witz wäre. Manchmal versteckst du dich gerne hinter Mitternachtsneologismen. Die Sekunden *ticken wortleer* und *wir* halten sie nicht auf, weil *wir* wissen, *dass wir* uns früher oder später an sie gewöhnen werden.

Ich muss daran denken wie vertraut sie ist, die Wärme, die du mir in den Nacken hauchst, bei flüchtigen Umarmungen. *Und* dein Lachen, dass du in die Laken *streust*, an zerknitterten Morgen. Ich *würde* dir *gern* sagen, dass das vielleicht das Wichtigste ist. Das dass vielleicht die Flügel sind, die uns über die nächsten Jahre tragen werden, in einem Flugzeug ohne Notausgänge.

Wir hören eine Weile zu wie das trockene Husten des alten Mannes, der noch gar nicht so alt ist. über den Geräuschen schwebt.

Du sagst, dass dich das nicht wundert in seinem Zustand.

Du sagst auch, wie schön es manchmal wäre, sich in kreisrunde Horizonte zu flüchten und ich frage mich insgeheim, wann das angefangen hat, dass ich dich nicht mehr verstehe.

Wieder lächelst du dem Kellner zu, er soll dir noch etwas Rotwein nachschenken. Die Band hat jetzt zu Ende gespielt, allseits verhaltenes Klatschen. Wir klatschen wie immer am lautesten.

Du sagst, dass du es hasst, in dunklen Räumen zu sitzen, in denen man irgendwann nicht mehr weiß, ob es draußen Tag oder Nacht ist. Gerade als du das Rotweinglas wieder zum Mund führen willst, stolperst du über ein erneutes Husten. Du schweigst deine Flüche, stattdessen darf jeder am Tisch bei Interesse den faserigen roten Fleck auf deiner Bluse bewundern.

Du sagst, dass dir das gerade noch gefehlt hat und dass die Bluse teuer war.

Du sagst zu viel, wenn du getrunken hast.

Dann rufst du den Kellner zu dir, aber diesmal lächelst du nicht. Deine Stimme ist dissonant und ich frage *mich*, wann die Worte eigentlich aufgehört haben, deine *Freunde* zu sein.

Du siehst nicht, wie der alte Mann, der noch gar nicht so alt ist, sich zu dir umdreht und die Lippen bewegt, als wolle er dir etwas zurufen. Er tut mir leid.

Wie *soll* man schließlich ein Echo *hören*, in einem Brunnen ohne Boden.

Satire - Rebekka Ehlen

Nachdem ich den letzten Bissen meines Müslis vertilgt hatte, und schon viel zu spät dran war, machte ich mich auf den Weg zur Schule. Ich kam gerade noch rechtzeitig zum Bus und versuchte mit letzter Kraft einen Sitzplatz zu ergattern.

25 gequetschte und gequälte Minuten später erreichte die Linie 23 die Schwalbacher Straße und befreite mich von kleinen, naiven Fünftklässlerinnen, die mich fast wahnsinnig gemacht haben. Wenigstens habe ich erfahren, dass gestern die letzte Episode von Hannah Montana ausgestrahlt wurde, und der letzte Wille dieser kleinen Super RTL-Süchtigen Justin Bieber-Fanatikerin ein Treffen mit Jenem ist, und die andere gestern beschlossen hat, nach Hollywood zu ziehen. „Wie halten die Eltern das bloß aus?“, dachte ich mir nur und versuchte, so schnell wie möglich aus diesem Bus zu kommen. Nach diesen informativen und fast unglaublichen Nachrichten konnte ich endlich beruhigt in die Schule gehen. Doch während dieser 200 Meter Fußweg, die noch vor mir lagen, verlor ich fast die Nerven. Eine überschminkte 16-jährige, die in voller Lautstärke in ihre Handyfreisprechanlage reinbrüllte, übertrug aggressive Spannungen auf mich, sodass ich aus Versehen eine ältere Dame anrempelte, die natürlich erstmal einen Appell an die deutsche Jugend richten musste und dafür meine Zeit beanspruchte.

Während ich auf meine Freundin wartete, bereitete ich mich schon mal seelisch auf das mir Bevorstehende vor, und aß hastig einen Muskelaufbauriegel. Als sie endlich kam, um das mit mir zusammen durchzustehen, stießen wir die riesige Holztür auf und traten ein.

Am Hausmeister vorbei, dann die Treppen hoch. Man musste ab und zu auf ein paar Spinnen und Taranteln aufpassen, dann konnte man diesen Weg ohne Probleme beschreiten. Da fiel mir auf, dass sich die Rattenfamilie unter dem defekten Getränkeautomat vermehrt hatte, denn zwei kleine niedliche Rattenbabys kamen hervor gekrochen.

Wir nahmen die nächste Partie Treppen ins Visier, und einen Moment später fand ich mich vor dem Lehrerzimmer stehend wieder. Meine Beine zitterten und ich bekam kein Wort heraus. Es war schon eine Schande, dass ich noch nicht im Klassenraum war, aber dass ich gestern einen hellblauen statt dunkelblauen Umschlag für mein Deutschheft gekauft hatte, würde sich nicht mehr entschuldigen lassen. Jemand näherte sich von anderer Seite der Tür und ich hatte mir fest vorgenommen das durchzustehen, doch meine Beine wollten nicht und ich rannte um mein Leben. Fast stieß ich gegen das Baugerüst, das hier alles zusammenhielt, kratzte aber noch die Kurve. Ich öffnete die Tür zum Klassenzimmer, hielt danach zwar die Klinke in der Hand, war aber noch rechtzeitig da. Ich hastete auf meinen Platz und holte mein Mathebuch und zwei Hefte aus der Tasche. Zwei Sekunden später kam unsere Mathelehrerin rein und verkündete zum Glück schon heute, dass wir übermorgen die alles entscheidende Mathearbeit schreiben würden. Mir fiel ein Stein vom Herzen und ich war froh, dass wir dies schon jetzt erfuhren. Sie drückte ihre Zigarette aus und teilte die

letzte Lernkontrolle aus, dann fuhr sie mit ihrem üblichen BlaBlaBla fort. Die Hälfte der Klasse hatte eine 6, weil nur der Vorname statt des vollen Namens draufstand und ihr wahrscheinlich unsere Art die Aufgaben zu lösen nicht gefiel. Einen Moment später schrieb sie die Aufgaben für die kommende Stunde an die Tafel. Zum Glück waren dies nur Gleichungen aus der Klasse 11 und nicht wie letzte Woche aus dem 13er LK. Ich schlug mein Buch auf und ersetzte im Kopf schon mal die deutsche Reichsmark durch den Euro. Trotz dessen war unser Buch noch eine ziemlich lehrreiche Neuauflage. Meins war noch gut erhalten, einige Seiten lösten sich ab und zu mal, aber 1958 waren die Buchdruckereien eben noch nicht so fortgeschritten wie heutzutage.

Außerdem sollte man sich merken, gut auf seine Bücher Acht zu geben, denn in wessen Buch eine umgeknickte Seite zu finden war, musste man mit dem Schlimmsten rechnen und drei Jahre lang den Schulhof von Schnee, Blättern und Müll entfernen, oder die Schulordnung, die mittlerweile aus 498 Seite bestand, abschreiben. Meinen Nachforschungen zufolge setzten sich die Lehrer einmal pro Woche zusammen, um zu beschließen, welche neuen Regelungen sie aufsetzen wollen und mit welchem unnötigen Schulstoff sie den Schülern das Leben noch schwerer machen wollen.

Mittlerweile darf man während dieser acht Stunden, die man täglich in der Schule verbringt nicht mal mehr seine Wasserflasche rausholen. Aber wer hat denn schon in dieser Zeit das Verlangen, seinen körperlichen Bedürfnissen nachzugehen, wenn Bildung das einzig wahre im Leben ist. Und die Begegnungen, die man jeden Tag macht, egal mit welcher Art von Mensch, erfüllen einen immer mit Freude und Glücksgefühlen, denn man merkt doch jedes Mal, wie einem eine Träne in den Augen liegt, wenn die Ferien nahen.

Die Stille des Atems – Marvin Jüchtern

Der dumpfe Laut des Aufpralls ließ mich unter meiner durch die Sonne aufgewärmten Decke erwachen. Die hauchfeinen Splitter des Sprengsatzes schlugen wie Hagelkörner gegen meine Scheibe und verursachten winzige Kratzer, die aus der Ferne wie Spinnenweben erschienen. Rauch kroch durch die dünnen Spalten unter meiner Fensterbank. Es stank nach Erde und Feuer. Die Gerüche mischten sich mit der trübwarmen Luft in meinem Zimmer und durchdrangen die Atemwege zu meiner Lunge. Tod lang in der Luft. Ich vermutete die Detonation im Umkreis von etwa hundert Metern, sodass man den Einsturz eines benachbarten Hauses in Erwägung ziehen durfte. Trümmer von Backstein und Beton schmückten die Straße auf ihrem verstaubten Asphalt. Vorgärten waren kahl oder von Asche bedeckt. Ein dunkles Rot färbte die trostlose Szenerie, während es am Straßenrand in die Kanalisation hinunterfloss.

Mit langsamen Schritten trat ich aus meinem Zimmer. Es war der Instinkt der mich dazu veranlasste, genau über mein Tun nachzudenken. Ein Instinkt der sich immer mehr perfektioniert hatte. Ich öffnete eine Tür am hinteren Ende des Ganges und betrat einen kleinen, unbeleuchteten Raum, in dem meine Schwester schlief. Sie war jünger als ich, fast vier Jahre alt. Ein schwacher Sonnenstrahl beleuchtete ihr kleines Gesicht, das sich in ein hellrotes Kissen geschmiegt hatte. Ich fühlte ihren Atem. Die ganze Nacht hatte sie weder gehustet noch war sie aufgewacht und aus dem kleinen, ungeräumigen Zimmer, dessen Boden von Schutt und Abfällen überdeckt war, geflohen. Ein kleiner Schatten fiel auf den Boden, als ich ihre Hand öffnete um den Fuß des kleinen Stoffhamsters wieder hineinzulegen. Ich lächelte nicht, so wie ich es früher getan hatte. Ich drehte mich um und ging wieder, während der leise Atem meiner Schwester die Ruhe des frühen morgens durchbrach.

Die Treppenstufen knarrten hölzern unter meinen nackten Füßen. Die Heizung funktionierte nicht, warmes Wasser gab es in fast keinem Haushalt mehr und Schuhe wurden zu horrenden Preisen in kleinen Läden am Stadtrand verkauft. Ein Span hatte sich in meinem großen Zeh verfangen und bohrte sich unter meine Epidermis. Ein kleiner Blutstropfen quoll hervor. Ich bemerkte es nicht. Ein warmer Windhauch stieg mir aus dem unteren Wohnbereich entgegen. Ich kratzte mich an meinem rechten Ohr und streckte meine Arme. Als ich die Treppenstufen hinab gestiegen war, betrat ich die Küche und nahm ein paar Cornflakes aus dem Einbauschränk. An den Wänden fehlten einige Kacheln, was das Gesamtbild des Hauses ergänzte. Eine bedrückende Stille lag in der Luft und man spürte den milden Morgenwind durch die kleinen Ritzen der Haustür hineinwehen. Er brachte Verwesungsgeruch mit sich. Ich schüttete einige Cornflakes in eine weiße Schale und suchte dann nach einem Plastikbecher hinter der linken Schranktür. Als ich einen gefunden hatte, griff ich nach ihm und sah eine kleine Spinne über meinen Arm nach oben laufen. Die langen, geknickten Beine des Gliederfüßers glitten über meine helle Haut hinauf zu meiner

Schulter. Ich wischte das kleine Tier nicht weg oder zerdrückte es. Ich beobachtete die geschmeidigen Bewegungen und die vorsichtige Tastung des kleinen Wesens. Nachdem ich den Becher mit kaltem Wasser gefüllt und die Cornflakes wieder im Wandschrank verstaut hatte, bemerkte ich, wie sich das kleine Spinnentier mit einem hauchdünnen Faden von meinem Oberarm abseilen ließ und auf der Oberseite des alten Buchenholztisches landete. Ein sanftes Lächeln huschte über mein Gesicht. Behutsam trug ich die mit Schokostückchen versehenen Weizenflocken und das leicht durch die Sonne angewärmte Wasser nach oben. Dort wandte ich mich dem Zimmer meiner Schwester zu und stieß die angelehnte Zimmertür ein weiteres Mal auf. Ich legte die Sachen auf einen Stuhl, der neben ihrem Bett stand. Wieder konnte man ihren leisen Atem vernehmen. Ich streichelte ihr über das glänzend braune Haar und flüsterte leise in ihr Ohr. Sie drehte sich ein Stück und versuchte dann langsam ihre hellblauen, großen Augen zu öffnen. „Deine Haare sind ganz durcheinander“, sprach ich und lächelte, damit ihr erster Eindruck dieses Tages ein positiver war. Sie lächelte ebenfalls. Mit ihren kleinen Händen formte sie Fäuste, die sie von sich streckte und ihren Oberkörper dadurch einige Zentimeter anhub. Dann ließ sie locker und richtete sich langsam in ihrem Bett auf. „Kommen Mama und Papa heute?“ fragte sie mit leiser, verschlafener Stimme. Ich schaute sie nicht an. Mein Blick traf den kleinen Becher, der nun neben mir stand und ich gab ihr etwas zu trinken. „Möchtest du Essen?“ fragte ich mit beruhigender Stimme. Das Lächeln war verschwunden. Mein Fuß hatte aufgehört zu bluten. Sie nickte und ich stellte die Cornflakes auf ihren Schoß. „Lass mir auch noch ein bisschen was übrig“, meinte ich und trank einen Schluck aus dem Becher. Dann stellte ich ihn auf den kleinen Stuhl und richtete mich auf. „Warte kurz.“ Ich drehte mich zur Tür und verließ mit kurzen Schritten den Raum. Ich spürte ihre Blicke auf meinen Füßen aber ich wusste, dass sie verstand was ich tat. So langsam, wie ich vorher die Treppe hinab gestiegen war, tat ich es auch dieses Mal. Ein wenig Schweiß rann über meine Stirn. Ich wischte ihn ab und drehte meinen Kopf in Richtung Haustür, die noch einige Meter vor mir lag. Vorsichtig schritt ich über die letzten Stufen und trat vor die dunkelbraune Eingangspforte, an der ein Schild mit unserem Familiennamen aufgehängt worden war. Ich griff nach der Klinke und drückte sie hinunter. Als die ersten Sonnenstrahlen mein Gesicht berührten und ich eine Hand schützend vor meine halbgeöffneten Lider hielt, spürte ich, dass ich mit meiner Vermutung richtig lag. Eine dunkelgraue Dunstwolke hing über der Straße, die einst stark befahren war. Am Straßenrand konnte man verbrannte Teile von Autos erkennen die durch die Druckwelle auseinander gerissen worden waren. Kein Mensch war zu sehen. Nicht einmal hinter Vorhängen oder Jalousien. Ein schwarz-roter Blutfleck bedeckte den zentralen Teil der Fahrbahn. Autoreifen lagen auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Der stechende Geruch von Leichen lag in der Luft. Ich schloss die Tür wieder. Der Anblick hatte mich nicht schockiert und auch der Gestank war Teil eines Tages geworden. Ich arbeitete seit kurzem bei einem Unternehmen, das Menschen dafür bezahlte, die Teile von zerstörten Häusern wieder zusammenzusuchen. Somit war dies mein Arbeitsalltag, der mich und meine

Schwester am Leben erhielt. 'Der Krieg bringt Arbeit' lautete der schwache Slogan der Firma, die im gesamten Stadtgebiet mehr als 1.000 Arbeitslose beschäftigte. Meist Minderjährige die ihre Familien zu versorgen hatten. Man wurde dort nicht ausgebeutet oder zu extremer Arbeit gezwungen. Und doch hing von der eigenen Leistung das Einkommen eines Jeden ab. Zuerst war es nur als Übergangslösung gedacht gewesen, doch nun bildete es die einzige Möglichkeit die wir hatten, nachdem alles anders wurde.

Ich erzählte meiner Schwester nichts von der Szenerie, die sich einem draußen bot. Sie wusste wie es war, man hätte es nicht vor ihr geheim halten können. Sie war in dieser Zeit aufgewachsen und lernte noch vor dem Laufen und vor dem selbstständigen Toilettengang, mit dieser Situation umzugehen. Auch der Anblick eines Toten hätte sie nicht mehr erschrecken können. Sie war gerade fertig mit den Cornflakes, als ich wieder hinein trat und ihre Hand ergriff. „Zieh dich an. Wir müssen unsere Betten machen.“ Sie nickte kurz. In ihrer Miene spiegelte sich die ausdruckslose Monotonie der moralisch eintönigen Gesellschaft dieser Zeit wider. Es war keine Hoffnung oder eine Art von Hilfeschrei die sich in den Gesichtern der Menschen glich, es war Gleichgültigkeit, Nihilismus und das Wissen, jederzeit sterben zu können, was jeden Menschen dem anderen verbundener machte und ihn doch an allem zweifeln ließ, was Liebe schenken konnte. „Kannst du mir helfen?“, fragte sie. Ich bejahte ihre Frage. Mit einem kurzen Ruck lockerte ich ihr Laken und rückte die kleinen Kissen wieder ordentlich, die Seite an Seite zur Wand gerichtet aneinander angelehnt worden waren. Dann nahmen wir zusammen das Kopfkissen und lösten den Bezug ab. Diesen brachte sie mit schnellen Schritten zur Treppe. Ich tat das gleiche noch einmal mit der Bettdecke, die an den Enden mit Blumen bemustert worden war und gab ihr wieder den Bezug um diesen zum Waschen bereit zu legen. Mit schnellem Gang brachte ich die Schale und den Becher nach unten und trank die Reste des Wassers, welche sich langsam meinen brennenden Gaumen hinunterzwängten. Als ich in meinem Zimmer angekommen war, hatte meine Schwester schon angefangen das Kopfkissen auf dem Boden aufzuknöpfen. Ich trat zu meiner Matratze und nahm mir die Bettdecke. Als wir fertig waren, meinen Schlafplatz wieder in Ordnung zu bringen, begaben wir uns gemeinsam in das schmale Bad, das an der Treppe lag und wuschen uns. Es gab kein Fenster in diesem Raum, da die Wände zu schmal waren um eines einzubauen. Dadurch war auch der Boden kaum mit Staubpartikeln oder Dreck bedeckt. Ich schaltete das Licht aus und nahm meine Schwester an die Hand um mit ihr nach unten zu gehen. Sie hatte ein Problem mit Treppen, da sie schon einmal eine hinuntergestürzt war und sich den Fuß verstaucht hatte. Seitdem konnte sie nur noch bei mir an der Hand die Treppe hinabsteigen um in den Wohnbereich zu gelangen. Ich ging mit ihr bis an das Ende der Stufen und blieb dort stehen. „Haben wir irgendetwas vergessen?“, fragte ich. Im Prinzip hatte ich gar nicht sie angesprochen, sondern versucht mein eigenes Gehirn zum nachdenken anzuregen. Trotzdem bekam ich eine schnelle Antwort. „Wenn du die Schüssel in die Spüle gestellt hast, bist du fertig und kannst Arbeiten gehen.“ Ich stimmte ihr mit einem kurzen Nicken zu, während ich immer noch ihre Hand hielt, die sich wie ein

kleines Blatt in die breite Wiege einer Pfütze hineinsenkte. Dann setzte ich mich nach hinten auf die Treppe und suchte die kleinen Straßenschuhe aus einem unter der Treppe angebrachten Fach heraus, welches meine Eltern vor einigen Jahren dort eingebaut hatten. Es schützte die Schuhe und Socken vor Staub und Dreck, sofern dies möglich war. Nach kurzem Gesuche hatte ich sie gefunden und bat meine Schwester, ihren Fuß anzuheben um ihr die hellgrünen Sandalen anzuziehen. Sie tat es ohne Widerspruch. „Wo wollen wir hingehen?“ fragte sie mich mit angehobener Stimme. Ich schaute nicht auf, sondern konzentrierte mich auf das Zuschnüren der Schuhe. „Wir besuchen jemanden. Wir sind schon lange nicht mehr zusammen raus gegangen, es wird sicher schön.“ Sie grinste kurz, sodass man ihre hellgelben Zähne hinter den Lippen erkennen konnte. Ein Schneidezahn fehlte. Er lag in einer kleinen Dose, die auf dem Küchenschrank stand. „Ist das weit weg?“, fragte sie abermals. Ich zuckte mit den Schultern. „Bitte beeil dich. Ich muss auch noch meine Schuhe anziehen.“ Als ich meinen ersten Schuh angelegt hatte, ertönte plötzlich eine Sirene auf der Straße, die einen ohrenbetäubenden Lärm von sich gab. Meine Schwester zuckte zusammen. Ein Brummen und Knattern vermischte sich mit dem stechenden Geräusch, das dem eines Feuerwehrautos glich. „Was ist das?“, fragte sie schreiend, während ich mir die Schuhe hektisch zuschnürte. „Ich weiß es nicht!“, rief ich in ihr kleines Ohr, dem dieser Krach nicht fremd erschien. In Wahrheit wusste ich, was nun passieren würde. Ich hatte es schon erwartet und ich ahnte, dass ich wahrscheinlich nicht schnell genug war. Die Sirene wurde lauter. Ich nahm meine Schwester wieder an die Hand und lief durch das kleine Wohnzimmer durch die hintere Holztür, die in den Garten führte, nach draußen. „Beeil dich.“, rief ich, bedacht darauf, nicht panisch zu wirken. Durch den Gartenzaun gelangten wir auf ein Nachbargrundstück, das seit einigen Tagen leer stand. Hinter uns ertönte weiterhin die Sirene. Über eine kleine Wiese, auf der die Trümmer des Hauses verteilt lagen, flüchteten wir in eine Seitenstraße, die gerade breit genug war, dass ein Taxi hindurchpasste. Die Luft wurde stickiger. Es roch nach verbranntem Fleisch und Staub. Das Gras wuchs an diesen Stellen nicht mehr. Man hörte keine Menschenseele. Nur das Geheule der Sirene in der Ferne, das sich langsam zu entfernen schien. „Nicht so schnell!“, rief sie, doch ich konnte nicht stehen bleiben. Ich verlangsamte meinen Schritt ein wenig und bog dann auf eine große Straße ab, die parallel zur Verbindungsstraße unseres Hauses lag. „Wir sind gleich da“, schnaubte ich, ohne zu wissen, ob sie meine Worte überhaupt verstand. Der Wind peitschte mir ins Gesicht. Erst jetzt begriff ich wo ich genau war und wechselte eilig mit ihr die Straßenseite. Dann bogen wir wieder in einen kleinen Seitenweg ab, der mit Benzinpfützen und einigen Patronenhülsen bedeckt war. Wir hörten auf zu rennen und folgten dem dunklen Pfand entlang in Richtung Licht, das am Ende der Gasse lag. „Nicht aufheben“, sprach ich mit ernster Stimme und schaute ihr so gut es ging in die Augen. Sie nickte stumm. Wir versuchten unseren Atem wieder in den Ausgangsrhythmus zu bringen. Nach einigen Metern gelang es uns und ich hustete einige Male. Die hohen Hauswände links und rechts von uns warfen die Geräusche als Echo zu uns zurück.

Am Ende des dunklen Weges befanden wir uns in einem zugewachsenen Garten, an dessen Grenzen hohe Gebäude die Sicht auf die Straßen versperrten. Ich erblickte eine kleine Pforte gegenüber von uns und lief mit schnellen Schritten dorthin. Meine Schwester hustete nun ebenfalls, hielt aber trotzdem Schritt und kletterte mit mir über den kleinen Zaunabschnitt. „Wie weit noch?“, fragte sie. In ihrer Stimme lag etwas Ruhe. Es war nicht als Erleichterung zu interpretieren, mehr als Gewöhnung an die Situation, ein wenig als Schutzfunktion vor der drohenden Gefahr, denn sie ahnte es. Mein Wissen war gestützt auf Tatsachen, ihr Gefühl war gestützt auf Empfinden und sie empfand das Richtige. „Gleich dort hinten.“ Sie nahm wieder meine Hand und gemeinsam liefen wir den befleckten Bordstein entlang in Richtung Kreuzung. Für einige Momente verschwand das stechende Geräusch hinter Betonwänden, die wie ein Schallschutz wirkten. Dann kam es wieder, genauso erbarmungslos und hasserfüllt, wie es schon vorher zu vernehmen war. Es näherte sich. „Wir müssen hier rein!“, rief ich, versuchend, die Sirene zu übertönen. Wir sprangen die vier Steinstufen hinauf, die zum Eingang führten und ich klingelte. Einige Sekunden später meldete sich eine leise Frauenstimme. Ich sagte kurz meinen Namen und die Tür wurde per elektrisches Signal geöffnet. Wir traten in den kühlen Hausflur und liefen die Stufen des Treppenhauses hinauf. Ich schien wieder alle Kräfte zu besitzen, die ich besaß, als wir losgelaufen waren. Es schien alles so nah zu sein. Ein Knall ertönte in der Ferne und wir hielten uns am Geländer der alten Holztreppe fest. Nach einigen Sekunden liefen wir weiter. Nichts das uns hetzte, nichts das uns zwang. Nur das Wissen, dass es das letzte Mal sein könnte. Eine Tür im zweiten Stock wurde einen Spalt weit geöffnet und das Gesicht eines jungen Mädchens erschien. Ich lächelte. Es war ein warmes Lächeln, zwar ein leidvolles, aber ein warmes, erleichtertes Lächeln. Sie entfernte die Kette, die die Tür am Rahmen hielt und gab sich vollends zu erkennen. Meine Schwester lächelte ebenfalls. Sie erinnerte sich. „Kommt schnell herein“, sprach das Mädchen und nahm meine Hand. Mit der anderen hielt ich meine Schwester. „Ist euch etwas passiert?“, fragte sie eilig. Ich schüttelte den Kopf. Meine Schwester ebenfalls. Sie lächelte sie an und beugte sich zu ihr hinunter. „Du bist groß geworden. Weißt du noch wann wir uns das letzte Mal gesehen haben?“ Sie schüttelte eilig den Kopf. „Da warst du noch ein kleines Baby und wurdest von deinem Bruder auf dem Arm getragen. Du hattest diesen kleinen Stoffhasen in der Hand gehalten. Hast du den immer noch?“ Sie nickte, weiterhin lächelnd. Dann richtete sich das Mädchen wieder auf und sah mich an. Sie erkannte den Schmerz in meinen Augen und sie wusste genau warum ich da war. „Du bleibst hier?“, fragte sie, während sie meine Hand weiterhin hielt. „Ich gehe“, sprach ich leise und schaute in ihre Augen. Eine Träne hatte sich gebildet und lief ihre Wange hinunter. Ich nahm sie in den Arm. Meine Schwester umarmte uns ebenfalls. „Du darfst nicht allein gehen.“ Sie weinte stärker. Dann hob sie ihren Kopf und wir küssten uns. Ihre Lippen fühlten sich kalt an, so kalt wie der Morgen, an dem ich erwachte. Ich liebte ihre Lippen. Meine Schwester zog an meiner Hand. „Wieso bleiben wir noch hier?“, fragte sie. Ich sah zu ihr hinunter, während sich ebenfalls eine Träne ihren Weg zu meinem Kinn bahnte. „Weil wir

hier nicht bleiben können. Verstehst du?“ Ich kniete mich neben sie. Das Mädchen folgte, immer noch meine Hand haltend. „Wir müssen gehen, weil die Leute, die auf unsere Nachbarn geschossen haben, auch uns wehtun wollen und wir Zuhause nicht mehr sicher sein können. Wir packen unsere Sachen und rennen weg von hier. Verstehst du das? Wir gehen dahin wo keiner auf uns schießen kann und wo niemand böse ist.“ Sie nickte. Wir richteten uns wieder auf und ich schaute durch den Flur zum Wohnzimmerfenster, das halb geöffnet worden war. „Wir haben nicht sehr viel Zeit, hast du die Decken und den Proviant besorgt?“ Sie nickte kurz und küsste mich noch einmal. „In Ordnung, ich habe meinem Bekannten Bescheid gegeben. Er wartet in zwei Tagen am Bahnhof auf uns. Ich habe das Geld.“ „Was ist mit den Leuten da draußen? Wollen wir nicht lieber warten, bis sie wegfahren?“ „Die werden nicht wegfahren“, ich lächelte leicht und wischte mir eine weitere Träne aus dem Gesicht. „Sie werden nicht wegfahren.“ Ich nahm einen Korb, der auf einer kleinen Kommode an der Wand lehnte und legte eine Decke um das Mädchen, die sie wärmen sollte, während sie sich ein kleines Parket mit Kissen und Decken nahm und über die Schulter hing. Gemeinsam gingen wir zur Tür und öffneten sie. Bevor wir nach draußen auf den Flur traten, drehte ich mich noch einmal zu ihr um. Die dunklen Ränder unter ihren Augen waren allmählich verblasst. Ich sagte nichts. „Warum tun sie das?“ Ich schaute auf den Boden. „Macht. Wenn es etwas gibt, dass jeder Mensch auf dieser Welt einmal besitzen möchte, dann ist es Macht.“ Meine Schwester zog an den Finger meiner linken Hand. Ich strich mit der Rechten eine Strähne aus ihrem Gesicht, während ich ihre Augen betrachtete. „Wir schaffen das“, flüsterte ich. Sie schloss langsam die Tür und zusammen liefen wir die schmalen Treppenstufen hinunter zum Eingang. Der Dunst der Straße war schon hier zu spüren und das kreischende Geräusch wurde wieder lauter. Tausende Farben erschienen in dem grellen Licht der Sonne, als ich die Tür öffnete und die beiden Mädchen auf die Straße geleitete. Das Universum erschien so klein im Vergleich zum Ausmaß dieser Zerstörung. Das Gemüt der Bewohner konsistierte aus dem Willen zu Leben und der Angst dieses, durch die Einwirkung des Hasses, zu verlieren. Es war schwer sich nicht zu fragen, ob einem das Risiko zu hoch war, die Flucht zu schwierig erschien und das Verlassen seiner Heimat einen zu großen Preis darstellte, obwohl die Stagnation der Angst und des Leidens einen schon tötete bevor man überhaupt einen Versuch tätigen konnte, dies zu ändern. Auf welcher Seite man am Ende stand, war eine Entscheidung die auch ich nie fällen konnte und nie fällen wollte. Ich wusste, dass eines Tages der Moment gekommen war zu fliehen und alles hinter mir zu lassen. Das eigene Leben, so wurde es mir in all der zeit beigebracht, zählte und solange dieses in Gefahr war, konnte auch nicht von einem verlangt werden, das der anderen zu schützen. Ich wollte laufen, mit meiner Schwester und dem Mädchen, welches ich liebte und wollte der Macht der Menschen entkommen, die diese Macht nicht verdient hatten. Wir überquerten die Hauptstraße und gelangten an eine Kreuzung, der unser Haus gegenüber lag. Ich erkannte einen langen Schatten, der sich über den kahlen Asphalt bis zu unseren Füßen erstreckte, wie eine Flamme aus der Geburt des Feuers züngelte. Die Sirenen

wurden lauter. Vor meinen Augen verschwamm der Augenblick wie die Wüste im Flimmern der Hitze. Die Wärme drückte auf meinen Körper, als wäre sie aus Stahl. Man vernahm kein Geräusch außer dem pfeifenden und kreischenden Heulen der Sirene. Sie näherte sich und ich wusste, dass sie mich bereits erfasst hatte und ich wusste, dass sie auch meinen Entschluss bereits erfasst hatte. Den Entschluss, das alles hinter mir zu lassen und die beiden Menschen, die ich am meisten liebte, in Sicherheit zu bringen. Doch ich konnte mich nicht bewegen. Immer weiter näherte sich das ohrenbetäubende Geräusch. Der Schatten wurde größer. „Wir müssen hier weg!“, schrien die Mädchen hinter mir, und ich wollte laufen, aber alles schien mich einzuengen auf die wenigen Quadratzentimeter Boden auf denen ich stand. Schweiß lief über mein Gesicht und vermischte sich mit Tränen, die in der Hitze der Sonnenstrahlen zu sieden schienen. Hass stieg in mir auf. Die Glut des puren Hasses überzog mein Herz wie eine brennende Schicht aus Lava. Ich stellte mich vor meine Schwester und das Mädchen, das immer noch meine Hand hielt und daran zerrte, doch auch sie stand und schaute geradeaus. Wir wussten, dass sie es tun würden. Das nichts auf der Welt sie aufhalten konnte. „Lauft!“, rief ich. „Lauft!“ Und sie liefen. Ohne zu schauen, wohin sie liefen. Die Straße entlang, ohne sich umzudrehen. Geradeaus. „Passt auf euch auf“, sprach ich mit krächzender Stimme. „Ihr schafft das schon.“ Ich lächelte in die Sonne und wollte rennen. Ich wusste, dass sie uns folgen würden, wenn ich rannte. Sie würden uns allen folgen. So stand es nur Ich gegen Sie. Ich blieb stehen, bis sie hinter einer Hausecke verschwunden waren und drehte mich dann um, hin zur Sirene und schloss meine Augen. Ein Schuss. Ein zweiter. Den dritten und vierten vernahm ich nicht mehr. Das Geräusch entfernte sich langsam hinter dem Horizont und verschwand. Blut lief über mein Gesicht. Sie würden es schaffen. Weil ich sie liebte. Das Blut ran weiter. Und endlich kehrte Stille ein.

Eine unbequeme Angelegenheit – Sema Kabella

Ich sitze hier und warte. Auf einem Stuhl.

Nicht gerade bequem dieser Stuhl. Es ist ein Holzstuhl, mit braunem Polster aus Leder.

Praktisch dieses Leder, gut abwaschbar. Dieses Polster ist jedoch schon ziemlich abgenutzt.

Schon eingesessen quasi. Ich versinke mit meinem schmalen Körper fast darin.

Wirklich unbequem hier. Nicht nur der Stuhl, vielmehr der ganze Raum, der so ungemütlich ist, mit seinen kahlen Wänden und diesen Schaltern, verbunden mit blinkenden Lichtern, und ganz zu schweigen von der großen Glasscheibe vor mir. Es scheint ein Vorhang davor zu hängen, ich kann nämlich nicht durchsehen.

Ich konzentriere mich lieber auf diese Lichter. Grüne und Rote. Aber irgendwie mehr rote.

Wenn ich mir diese roten Lichter so ansehe, muss ich an diesen einen Sonnabend denken.

Da war auch ziemlich viel rot. Nicht nur am Himmel.

Ich kann mich noch gut an diesen Tag erinnern.

Schon am Morgen hatte die Sonne heiß auf uns herab geschienen. Ziemlich heiß war es an diesem Tag. Nicht nur auf der Farm, im ganzen Land stieg an diesem Tag das Thermometer bis zum Anschlag. Und trotzdem stand meine Frau schon früh auf und erledigte Arbeiten.

War nicht groß unsere Farm. Doch wir konnten sie damals billig von einem niedergelassenen Farmer abkaufen. Sie war eben perfekt für unsere kleine Familie.

Als wir das Haus kauften, war meine Frau gerade schwanger. Im sechsten Monat.

Heute ist sie fünf. Meine Tochter. Mein kleiner Engel. Mein ganzer Stolz.

Als ich an diesem Tag aufstand, spielte sie schon im Garten, mit ihrem neuen Dreirad. Sie war nämlich ein paar Tage zuvor 4 Jahre alt geworden.

Ich ging die Treppen hinunter und rief ein lautes "Guten Morgen, Schatz".

Vielleicht hörte sie mich nicht, vielleicht hörte ich sie nicht. Jedenfalls vernahm ich keine Antwort. So stand ich erstmal einige Minuten da und genoss die kühle Brise, die meine nackten Fußknöchel umspielte.

Ich erinnere mich noch gut an diese Brise. Eigentlich eher unpassend, für diesen so schwülen Tag, an dem die Luft regelrecht stand.

Die Fenster zur Veranda standen weit offen. Der Duft von Heu und Schaf wehte herüber. Ich genoss ihn, es roch nach Idylle.

Ich ging zur Küche, um das Essen vorzubereiten. Aber in der Spüle stapelte sich schon Frühstücksgeschirr. Gut, sie hatten wohl schon Hunger gehabt. Es versetzte *mir* einen kleinen Stich. Jedenfalls ging ich hinaus, zu meiner Tochter. Freudig empfing sie mich. Ich weiß noch, an diesem Tag hatte sie ihr gelbes Kleidchen mit den Rüschen an. Es war

eigentlich eher für festliche Tage gedacht. Da kam mir der Gedanke an ein hübsches Abendessen. Ich würde sie später zum Essen einladen. Pizza oder Pasta. Mal schauen.

Als ich die Kleine auf dem Arm hatte, drehte ich mich um und blickte in das Gesicht meiner Frau. "Guten Morgen", wiederholte ich. Sie antwortete nicht. Blickte nur ängstlich auf die Kleine in meinen Armen. "Was ist? Was hat dich denn verschreckt?", fragte ich belustigt. Wortlos ging sie auf mich zu und wollte mir die Kleine abnehmen. "Was ist denn?", fragte ich und zog sie wieder zu mir. „Lass los. Bitte, gib sie mir einfach", sagte sie. Ihre Stimme zitterte leicht.

Sie nahm die Kleine zu sich und drehte sich sofort um. Ich verstand nicht recht.

Ich blieb noch einige Minuten dort stehen. Schaute den Beiden hinterher, wie sie im Haus verschwanden.

Da sah ich das Auto. Es war vorgefahren worden, der Kofferraum geöffnet.

Sofort folgte ich ihnen „Wo willst du denn hin?“ fragte ich. Sie blickte mich nur stumm an, ich schaute ihr ins Gesicht, mit den großen braunen Augen, den geröteten Wangen. Das linke Auge war kleiner, als das rechte. Es war noch etwas geschwollen. Ein blauer Ring zog sich über die linke Wange. Ich ging auf sie zu. Wollte sie berühren. Doch sie zuckte verschreckt zurück. "Bitte nicht", sagte sie. Ich...ich...tut mir leid, ich...". "Nein lass nur", unterbrach sie mich und wandte sich um.

Ich hörte die Kleine lachen und blickte in ihre Richtung. Sie schaute gerade Fernsehen. Da sah ich die Koffer. Sie standen direkt neben der Eingangstür. Ich hatte sie zuvor nicht bemerkt.

In dem Augenblick nahm meine Frau einen der Koffer in die Hand, wollte ihn gerade hinaustragen. "Was soll das?", fragte ich sie. Sie schaute mich fassungslos an. Ich wiederholte meine Frage, diesmal lauter. "Bitte nicht", sagte sie nur mit leiser Stimme und schaute dabei in Richtung der Kleinen. Sie entzog sich meinem Griff. Ich hatte gar nicht bemerkt, dass sich meine Hand fest um ihren Oberarm geschlossen hatte. Sie nahm die Koffer wieder auf und ging hinaus, Richtung Auto.

Als sie wieder hereinkam, sah ich nur noch das große O, dass ihre wunderbar vollen Lippen formten. Im selben Moment ein lauter Knall. Ein Schrei. Sie fiel zu Boden.

Sofort bildete sich unter dem zusammengesackten Körper meiner Frau eine große Blutlache. Etwas Schweres in meiner Hand. Eine Pistole.

Ich legte sie auf die Kommode, ging Richtung Wohnzimmer.

Meine Tochter saß immer noch auf der Couch. Ich weiß nicht mehr, ob sie etwas bemerkt hatte.

Bestimmt nicht.

Ich setzte mich zu ihr und gemeinsam schauten wir Fernsehen.

Die Stimme des Wärters holt mich wieder zurück in die Gegenwart. "Bereit", rufen sich die Wärter zu. Der Vorhang, vor der Scheibe, ist zurückgeschoben worden. Dahinter sitzen Menschen. Womöglich kenne ich den Einen oder Anderen. Ich weiß nicht genau. Es ist mir auch egal.

Meine Gliedmaßen sind bereits am Stuhl festgeschnallt. Jetzt kommt der Wärter und setzt mir die Augenbinde auf. Schnell noch blicke ich in das gleißend-heile Licht der Glühbirne. Auf Wiedersehen, denke ich nur.

Zum Schluss wird mein Kopf noch an die Lehne gebunden.

"Noch 10 Sekunden", sagt der Wärter. Ich höre das Ticken des Sekundentakts, doch ich blende all das aus.

Vielmehr konzentriere ich mich auf den Geburtstag meiner Tochter, damals im Krankenhaus. Ich hoffe, sie wird es jetzt besser haben. Eine Mutter, die die Arbeit ihres Mannes schätzt. Jemand der...

Der Gedanke lässt sich nicht vollenden. Denn im selben Augenblick schlägt der Zeiger um auf Zwölf. Der Wärter betätigt den Schalter und es stößt ein so heftiger Elektroschock durch seinen Körper, dass sein Herz zum Stillstand kommt.

Die Mutprobe – Y. Carmen Ahmadzadeh

Ich konnte es nicht glauben. Elena, das coolste Mädchen der Klasse und zwei ihrer Barbieabbilder wollten sich mit mir in der Stadt treffen! Mit mir. Der Neuen. Der Außenseiterin. Der Super schüchternen. Der Uncoolen.

Ich bin schon oft umgezogen, aber in keiner neuen Schule wurde ich so schnell aufgenommen wie hier. Da treffe ich mich natürlich gerne mit ihnen. Sie werden am großen Kaufhaus um zwei Uhr auf mich warten.

Ich bin ja so aufgeregt. Ich wollte schon immer beliebt sein. Wenn ich also mit Elena und den anderen abhängen werde, werde ich vielleicht so wie sie. Ich schwöre, ich werde alles tun um so zu werden, wie sie, um von ihnen aufgenommen und akzeptiert zu werden. Alles!

Endlich ist es so weit. Nur noch in die Einkaufsstraße einbiegen und dann bin ich da. Ich habe mir extra neue Sachen angezogen und sogar ein bisschen Parfüm von meiner großen Schwester genommen.

Da stehen sie. Modelartig lehnen sie am Brunnen vor dem Kaufhaus. Ich gehe zu ihnen herüber und versuche nicht zu stolpern oder ähnlich peinliche Kunststücke aufzuführen.

Mein Herz schlägt immer schneller und ich merke, wie mein Adrenalinpiegel steigt. Ich muss perfekt sein. Genau wie sie.

Ich habe sie immer beobachtet, wie sie in der Pause ihr Essen aus ihren Designertaschen packten und es aßen. Wie sie im Unterricht ihre Zettelchen schrieben und sie weiter schoben.

Wie sie immer ihr lächeln aufsetzten, dem keiner widerstehen konnte. Das will ich auch!

Jetzt ergibt sich die Gelegenheit!

Ich stehe genau vor ihnen. Elena kommt auf mich zu und umarmt mich; gibt mir ein Küsschen auf die linke Wange und eines auf die rechte. Es folgen ihre ebenso tadellosen Abbilder. Als ich die Begrüßungszeremonie endlich hinter mir habe, ziehen wir durch die Stadt. Sie lachen mit ihren 1000 \$-Lächeln. Ich komme mir etwas fehl am Platz vor und irgendetwas sagt mir, dass diese Sache hier einen Haken haben muss. Doch das soll mich nicht daran hindern, mich mit ihnen anzufreunden.

Ich bemühe mich dazu zu gehören, doch aus einem mir unbekanntem Grund bekomme ich meine Mundwinkel einfach nicht so weit hoch wie sie. Offensichtlich müssen sie schon sehr viel Übung haben.

Auf unserem Weg kommen wir durch viele Läden. Wir probieren zahlreiche Kleidungsstücke an und machen Späße. Meine letzten Bedenken sind wie weggeblasen und ich entspanne mich immer mehr. Auf einmal kommt Caroline zu mir und schleift mich zu einem Ständer mit

Sonnenbrillen. Wir probieren einige an. Teilweise, weil sie so seltsam aussehen, teilweise, weil sie einem wirklich gut stehen.

Caroline gibt mir eine schwarze Sonnenbrille und will, dass ich sie einmal anprobiere. Sie sitzt wie an gegossen und steht mir perfekt. Nun kommen auch die anderen hinzu. Alle schwärmen davon, dass ich diese Brille unbedingt haben muss. Ich erkläre ihnen jedoch etwas beschämt, dass es nicht geht, da ich nicht genug Geld habe. Die Brille kostet ein kleines Vermögen, doch Elena legt mir einen Arm um die Schulter und fragt mich, ob ich diese Brille haben will. Ich bejahe und will gerade das finanzielle Problem erneut ansprechen, als mich Caroline unterbricht. Sie sagt: „Es gibt doch auch andere Wege!“ Ich verstehe nicht genau, was sie damit meint. Ich überlege, ob sie ans Internet denkt, aber Anna bringt Klarheit in die Sache: „Du kannst sie doch einfach mitgehen lassen!“ sagt sie mit einer leise flüsternden Stimme.

Ich bin fassungslos und Panik überkommt mich. Das üble Gefühl, das ich anfangs hatte, ist mit einem Mal wieder da. Ich sehe mich ängstlich um, ob uns auch niemand gehört hat.

Caroline erwidert mit ebenso leiser Stimme wie Anna zuvor: „Ja, dann könnte das deine Mutprobe sein. Du willst doch bei uns aufgenommen werden, oder?“ Ich weiß gar nicht, was ich sagen oder denken soll, bringe nur ein gekrächztes „Mutprobe?!“ heraus.

Elena erklärt, dass jede, die bei ihnen aufgenommen werden will, auch eine Mutprobe zu bewältigen hat und dass das meine sei - aber nur wenn ich zu ihnen gehören wolle. Ich bin zwar einerseits überglücklich, weil sie mich als tendenzielle Freundin sehen, andererseits erinnere mich an das, was ich mir heute Morgen geschworen hatte: Ich wollte dazugehören. Das würde ich hierdurch schaffen. Allerdings weiß ich auch, dass es nicht richtig ist, und die Gefahr, dass ich beim Klauen erwischt werde, ist viel zu groß.

Mein Engelchen und mein Teufelchen lieferten sich einen heftigen Schlagabtausch. Das Teufelchen flüsterte mir verführerisch ins Ohr: „Klau doch die Brille. Dann nehmen sie dich auf, dann bist du beliebt und hast Freunde. Vergiss nicht, sie haben sich mit dir eingelassen, ohne dich richtig zu kennen!“ Jedoch das Engelchen rät mir vehement von dem Unternehmen ab: „Du hattest von Anfang an ein schlechtes Gefühl bei der Sache. Das ist es nicht wert. Das kann Ärger geben, großen Ärger. Wären es echte Freunde, würden sie so einen Diebstahl nicht von dir verlangen.“

Ich habe noch nie so etwas gemacht und weiß nicht, wie ich es anstellen soll.

Alle sehen mich erwartungsvoll an. Ich weiß nicht, was ich machen soll und nehme alles nur noch verschwommen wahr. Das passiert mir immer, wenn ich unter Druck stehe. Ich höre einzelne Gesprächsfetzen, die in meinem Kopf hallen. „Du willst doch zu uns gehören, oder?“, „Die Sonnenbrille sieht echt super aus! Sie betont deine Haarfarbe so schön!“, „Ja, dann könnte das deine Mutprobe sein.“

Auf einmal weiß ich was ich zu tun habe. Ich verspüre ein Selbstbewusstsein in mir, das ich noch nie hatte. Ohne ein weiteres Wort entferne ich mich von den anderen, die mich verwundert ansehen. Ich gehe in Richtung Kleiderständer und sehe mir die bunten Sommerkleidchen dort an. Da hängt ein wunderschönes Kleid mit Blumen. Ohne lange zu überlegen nehme es mit in die Kabine und ziehe mich um. Als ich herauskomme, frage ich die anderen, ob mir das Kleid steht. Nach kurzem Zögern antworten sie leicht verwirrt, dass ich ganz gut darin aussähe. Ich gehe zurück in die Umkleidekabine und höre Elena von außen fragen, was ich da mache. Ich antworte ihr nicht und ziehe mich wieder an. Dann nehme ich mir die Brille, die ich unbemerkt die ganze Zeit in der Hand gehalten hatte. Ich entferne das Preisschild und stecke sie in meine Tasche.

Als ich aus der Umkleidekabine herauskomme, sehe ich, wie mich eine völlig ungläubige Elena samt ihrer Crew anstarrt. Ich hänge das Kleid zurück an die Stange und erkläre, dass es etwas zu klein sei und bewege mich in Richtung Türe. Die anderen folgen mir unauffällig. Doch ich fühle mich beobachtet. Da kommt eine Verkäuferin auf uns zu. Meine soeben gewonnene Selbstsicherheit schwindet mit jedem Schritt, den die Dame auf uns zusteuert, doch ich lasse es mir nicht anmerken, ebenso wenig, wie die anderen. Mein Mund wird trocken, das Blut steigt mir in den Kopf, mein Adrenalinpiegel steigt in ungeahnte Höhen. Nur noch wenige Schritte und sie ist bei uns.

Der Fluch der Schreiber – Hamail Cheema

"Sam? Sam? Sam, wo bist du?"

"Hier! Ich bin hier, genau vor deinen Augen, Alan!"

"Sam, es ist komisch, ich sehe nichts, gar nichts. Sag mir bitte, dass ich nur träume!"

"Kommen Sie Miss, der Patient braucht jetzt unbedingt Ruhe."

"Sam nein! Geh bitte nicht, ich brauch dich jetzt!"

"Hör mir jetzt gut zu Alan, wir kriegen das schon irgendwie wieder hin, nur jetzt brauchst du Ruhe, um wieder einen klaren Kopf zu bekommen und um dich zu beruhigen. Ich werde jetzt mit dem Arzt gehen, wir sehen uns bald wieder. Kommen sie Doktor, wir gehen jetzt besser."

"Wie Sie ihn dort drinnen beruhigt haben war recht gut. Ich bin Dr. Richtofen. Wie sagten Sie, war ihr Name noch mal?"

"Samantha. Sie können mich aber auch ganz einfach Sam nennen. Nun sagen Sie mir, was zur Hölle ist mit Alan los? So hat er sich noch nie benommen!"

"Samantha, ich kann Ihnen leider nicht sagen, was mit Alan los ist. Wir hatten noch nie solch einen Fall. Vielleicht wäre es besser, wenn Sie mir etwas über Alan erzählen?"

"Also, Alan ist Schriftsteller, er hat vor circa vier Jahren aber aufgehört, nachdem er seinen dritten Roman fertig geschrieben hatte. Leider verließ ihn dann die Lust weiter zu schreiben. Ich fand das wirklich schade, denn das, was er schrieb war wirklich nicht schlecht - im Gegenteil, es war sehr gut. Er wurde sogar zu vielen TV-Shows eingeladen, um ein Interview abzugeben. Doch seit vorletzter Woche begann er wieder zu schreiben. Zuerst fand ich das super, doch dann fing Alan an, sich komisch zu benehmen. Er aß kaum noch was, schlief nur noch sehr wenig und führte gruselige Selbstgespräche. Ich ignorierte es einfach und dachte mir, dass es nur eine Art Phase sei, obwohl sein Zustand von Tag zu Tag immer mehr verschlechterte. Und dann wachte er eines Tages auf und -"

"Es tut mir leid Sie unterbrechen zu müssen, ich muss jetzt zu einer sehr wichtigen Konferenz. Nehmen Sie meine Handynummer und rufen Sie mich an, falls es etwas gibt. Der Tag war lang und anstrengend, Sie sollten sich auch zur Ruhe setzen, am besten ist es sie gehen schlafen. Aber das Wichtigste ist, dass Sie Alan jetzt nicht stören!"

Samantha fühlte sich nicht gut und suchte die Toilette auf. Ihr schossen tausend Fragen durch den Kopf. Sie war sehr besorgt um Alan, und dieser Arzt schien ihr ziemlich unheimlich und wieso durfte sie Alan nicht besuchen?

"Es wäre doch viel besser, wenn ich jetzt bei ihm wäre und ihn unterstützen könnte.", dachte sie sich und ohne es zu wissen, befand sie sich in einem sehr großen, Gebäude, das sie zuvor noch nie gesehen hatte. Dabei wollte sie doch einfach nur zur Toilette. Sie hatte Angst, es war Stock finster, nur ein kleiner Mondschein erhellte das Gebäude. Sie sah den Schatten eines großen Mannes, der direkt vor ihr stand. Er zündete eine Kerze an. Plötzlich

sah sie sein Gesicht und erschrak. Sein nackter Körper war von Narben übersät, sein Kopf war kahl rasiert und ihm fehlte ein Auge.

"Na, Samantha, weist du denn nicht wer ich bin? Wir haben uns doch erst vor ein paar Minuten gesehen, oder? Erinnerst du dich?"

Sie glaubte es kaum, aber seine Stimme klang genau wie die des Doktors, mit dem sie zuvor gesprochen hatte.

"Dr. Richtofen? Aber das kann doch gar nicht sein!"

"Gut erkannt, Sam!"

„Aber wie kann das sein, sie sahen doch vorher noch ganz normal aus, und wo bin ich hier überhaupt, vor kurzem war ich doch noch in einem Krankenhaus?"

"Sieh dir das an, Sam! Siehst du das? Das Mondlicht zeigt, wer ich wirklich bin, und das habe ich nur deinem Alan zu verdanken!"

„Alan? Was hat Alan denn damit zu tun?"

Inzwischen kommt Alan im Krankenhaus langsam wieder zu sich.

"Wo, wo bin ich? Was ist los?"

Doch er bekam keine Antwort, denn niemand außer ihm war im Raum. Schnell bemerkte er, dass er als Patient in einem Krankenhaus lag. Irgendetwas musste passiert sein, nur wusste er nicht genau was. Aber das Einzige, was ihn momentan kümmerte, war Sam, die er nirgends finden konnte. Im Krankenhaus wollte er sich nicht länger aufhalten. Er sah seinen schwarzen Mantel und seine restliche Kleidung auf einem kleinen Tisch liegen. Er ging hin, zog sich schnell um und verließ unbemerkt das Krankenhaus. Er wollte nach Hause. Ihn beschäftigte aber immer noch die Frage, was ihm zugestoßen war. Ihm fiel schon seit längerer Zeit eine alte Dame im schwarzen Brautkleid auf, die ihm schon seit dem Krankenhaus gefolgt war. Schließlich beschloss er, zu ihr zu gehen und sie danach zu fragen, was sie wolle. Als er sich ihr näherte fing sie an zu lächeln, doch dies war nicht das gewohnte lächeln, sondern eher ein durchtriebenes aber vielleicht auch ein arglistiges Lächeln.

"Schönen Abend, die Dame. Brauchen Sie etwas, oder kann ich Ihnen vielleicht mit etwas behilflich sein?"

"Sie erinnern sich nicht an mich?"

"Ahhm... leider nicht. Sollte ich das etwa?"

"Oh ja, das sollten Sie."

Dann war sie plötzlich verschwunden. Alan glaubte seinen Augen nicht. Er redete sich ein, dass er sie sich nur eingebildet hatte. Doch er wusste genau, dass sie wirklich da war. Doch das Wichtigste für war, endlich Sam zu sehen und sie zu fragen, was geschehe. Er wollte zum Cauldron Lake in Bright Falls, wo er ein Haus gemietet hatte, um mit Sam drei Wochen Urlaub zu verbringen. Als er dort ankam, traute er seinen Augen nicht. Das Haus, das genau in der Mitte des Sees auf einer kleinen, inselartigen Ebene stand, die Drivers Isle genannt

wurde, und durch eine schmale, zerbrechliche Brücke mit dem Festland verbunden war, war weg. Einfach weg.

Er war im wahrsten Sinne des Wortes erstaunt. Eine kalte, steife Brise strich über sein Gesicht und urplötzlich stand die alte Dame wieder vor ihm. Sie schaute ihn mit einem so einschüchternden Blick an, dass er kaum ein einziges Wort herausbrachte. Die Frau strich mit ihrer Hand übers Wasser und daraufhin erschienen Bilder, eher eine Art Filmsequenz, als würde er fernsehen, der Unterschied war nur, dass er sich gerade keinen Horrorfilm anschaute während sich Sam an ihm festhielt, denn nur so meinte sie, habe sie keine Angst, nein, er war- so kam es ihm vor- mittendrin. Dann sah er in dieser vermeintlichen Filmsequenz, Sam, doch sie sah nicht glücklich aus, denn sie war festgebunden und an ihrem ganzen Körper klebte Blut. Der Raum in dem sie sich befand war sehr Dunkel. Einzig eine Silhouette war zu sehen. Er konnte nur hoffen, dass es die eines Menschen war, doch sein Verstand sagte ihm was anderes. Er konnte immer noch nicht reden und plötzlich verschwanden die Bilder im Wasser. Die Frau drehte sich zu ihm. "Sehen Sie, Alan? Das alles ihr Werk. Dass Sie nicht sprechen können, ist nicht ihre Schuld, sondern meine. Sie haben mich erschaffen, Sie haben ihn erschaffen. Sie haben ihn doch, gesehen oder? Sie müssen das Buch zu Ende schreiben, bevor er merkt, dass er das auch tun kann. Ich lasse sie nun alleine, von nun an müssen sie selbst klar kommen. Einen Tipp gebe ich ihnen noch: Wenn sie die Kette finden, versenken Sie sie auf den tiefsten Grund des Meeres, so tief, dass noch nicht einmal Poseidon, wenn es ihn denn gäbe, daran kommen möge."

Sie verschwand wieder direkt vor seinen Augen.

Als er wieder "auftaute" musste er diese ganzen Informationen erst verdauen. Von welcher Kette, die ihr wohl sehr viele Sorgen bereitete, hatte sie geredet? An welchem Ort befand sich Sam? Er fragte sich nicht ob es ihr gut ginge, denn so wie sie aussah, sah es nicht danach aus. Die seltsame alte Frau, die er sich offensichtlich nicht eingebildet hatte, hatte von einem Buch gesprochen, welches ich wohl geschrieben haben soll. Das Problem war nur, dass er einen Filmriss hatte und sich nur daran erinnern konnte, dass er zu Hause saß und gerade zu Mittag mit Sam gegessen hatte. Das nächste, was er erlebte war, im Krankenhaus aufzuwachen. Was sollte er tun? Er hatte keine Ahnung. Er hoffte immer noch, dass es ein Albtraum sei. In der Nähe sah er eine kleine Hütte, in der die Lichter noch flackerten. Er lief auf die Hütte zu, aber er hatte Angst, denn es war dunkel und er befand sich in einem Wald, in welchem er sich nicht besonders auskannte. Schließlich war er ja nur hier, um Urlaub zu machen. Als er endlich bei der Hütte angelangt war, war diese verschlossen, aber nicht mit einem Schlüssel, sondern eher verbarrikadiert. Als würde jemand von etwas weglaufen wollen und sich verstecken wollen. Alan machte sich keine großen Gedanken darüber, er dachte nur, dass der Bewohner sich vor den Tieren im Wald schützen will. Er klopfte an und gab akustische Signale, doch an der Tür zeigte sich keine Reaktion, bis er schließlich eine verängstigte Stimme hörte.

"Wer ist da? Was wollen Sie?"

"Hören Sie, Sir, mein Name ist Alan. Ich bin hier um mit meiner Frau, Sam, meine Ferien zu verbringen, doch jetzt stecke ich in großen Schwierigkeiten. Bitte helfen Sie mir!"

"Alan? Alan Willowbee? Der Schriftsteller?"

"Ja, ja genau der."

"Wieso haben Sie das denn nicht gleich gesagt? Kommen Sie, kommen Sie. Aber Moment, hier vorne können Sie nicht rein. Um die Hütte herum, da habe ich eine versteckte Hintertür, die man auf den ersten Blick nicht erkennt. Ich werde sie offen halten, aber beeilen Sie sich."

Der Mann war sympathisch und komisch zugleich. Alan war froh, dass er Zuflucht und jemanden gefunden hatte, mit dem er reden konnte.

"Bitte schön Mister Willowbee, hier haben Sie warmen Tee."

"Bitte, Sir?"

„Alexander Magnus."

"Sir Magnus, nennen Sie mich Alan. Ich habe ein paar Fragen an Sie. Leben Sie schon lange in Bright Falls?"

"Ja, das tue ich, schon seit meiner Geburt."

"Also müsste Ihnen die Geschichte der kleinen Stadt hier bekannt sein? Können Sie mir was erzählen? Vielleicht etwas Ungewöhnliches?"

"In welchem Kontext möchten Sie das wissen, Alan?"

Und plötzlich war seine Stimme nicht mehr so sympathisch. Sie klang einschüchternd und ernst. Alan war unsicher, aber er erzählte ihm alles, was ihm seit dem Aufwachen im Krankenhaus passiert war. Doch Magnus war überhaupt nicht überrascht, ganz im Gegenteil, er sah so aus, als hätte er diese Geschichte schon einmal gehört.

"Nun, Alan, was die alte Dame angeht, ihr Name soll Elis sein. Sie sind nicht der einzige der mir so eine Geschichte erzählt, es waren schon etliche vor Ihnen hier. Sie waren allesamt Schriftsteller. Der Letzte war vor zwei Jahren hier. Sein Name war Albert Brown. Er meinte, das alles hier sei ein Rätsel. Er habe dieses Rätsel schon fast gelöst, sagte er mir in seiner letzten Nacht, als er mir diese Kette überreichte. Elis sagte Ihnen, dass Sie diese Kette unzugänglich machen sollen, indem Sie sie auf den tiefsten Grund des Meeres bringen, so tief, dass noch nicht einmal Poseidon, wenn es ihn denn gäbe, daran kommen möge. Das waren doch ihre Worte, oder?"

"Ja, in der Tat, aber woher wissen Sie das?"

"Mein Freund, diesen Satz habe ich öfter gehört als ich zählen kann. Nun, ich könnte Ihnen jetzt stundenlang erzählen, was ich über dieses "Rätsel" weiß. Aber machen Sie sich doch lieber selber ein Bild. In diesem Notizbuch ist das ganze Wissen von Brown über Bright Falls niedergeschrieben. Nehmen sie auch die Kette mit. Hier können Sie aber nicht bleiben. Zwei Meilen nördlich von hier, über den Fluss, steht ein gottverlassenes Haus, dort wird sie niemand stören."

Ohne etwas zu sagen verließ Alan die Hütte. Er hatte so viele Fragen, von denen er sich erhoffte, dass sie in diesem Buch beantwortet werden. Die zwei Meilen die er quer durch den Wald laufen musste, kamen ihm wie eine halbe Ewigkeit vor. Die unzähligen unebenen Stellen, die vielen Tiere und die dunklen Gestalten erschwerten ihm diesen Weg noch.

Als Alan endlich bei dem Haus ankam, war er übergücklich, zum einen weil er den langen, schrecklichen Weg hinter sich gebracht hatte und zum anderen, weil die Tür nicht verschlossen war und er ohne Probleme eintreten konnte. Das Haus war leer, keine Menschenseele war zu sehen, genauso wie der alte Mann es ihm gesagt hatte. Doch das Haus war überraschenderweise in einem sehr guten Zustand. Das Wohnzimmer war mit vielen ausgestopften Tieren bestückt, was Alan etwas ängstigte, die Möbel waren nagelneu und dem Anschein nach bestand das Sofa aus echtem Leder.

"Wer wohl hier gewohnt hat?"

Alan setzte sich auf das Sofa und öffnete das Buch.

"Es scheint so, als wäre diese Stadt mit einem Fluch belegt. Ich habe die Geschichte dieser Stadt gründlich studiert und das dabei herausgefunden: Vor hunderten von Jahren lebten in dieser Stadt noch die Indianer. Als dann eines Tages ein damalig weltberühmter Schriftsteller und Geschichtensammler in die Stadt kam und die Indianer nach der geheimnisvollen Geschichte ihrer Stadt befragte, veränderte sich alles. Er war nett zu den Einheimischen und sie mochten ihn. Als dann der Häuptling dazu bereit war, ihm die Geschichte zu erzählen, war er übergücklich und gespannt. Der Häuptling stellte aber eine Bedingung: "Du darfst niemandem von dieser Geschichte erzählen, die unser aller heiligstes ist. Wenn du das aber dennoch tust, wird ein Fluch auf dich und alle anderen Schriftsteller der Welt lasten."1

Der Geschichtensammler glaubte natürlich nicht an Fluche oder der gleichen und ließ sich darauf ein, ohne zu ahnen, welche schweren Fehler er begangen hatte. "Vor einiger Zeit war dieses Land noch trocken und öde, keine einzige Blume und kein einziges Kraut wuchs hier. Eines Tages kam eine alte Dame, in einem schwarzen Brautkleid, als wäre sie gerade mit dem Teufel selbst vermählt worden. Sie versprach uns ewig gedeihendes Land, wenn wir diese Kette, in der ein rot glänzender, rautenförmiger Rubin eingeschweißt war, mit unserem Leben beschützen würden. Sie hatte einen einäugigen Diener, der uns immer und überall beobachtete, warum wussten wir nicht, aber er war ziemlich unheimlich und genau so sah er auch aus. Den Schriftsteller beeindruckte diese Erzählung wohl sehr, aber bevor er sie veröffentlichte, fragte er vorsichtshalber noch, von welchem Fluch der Häuptling gesprochen hatte.

"Wenn du diese Geschichte weitererzählst, wird jedem Schriftsteller, dich eingeschlossen, etwas widerfahren, was du dir nicht denken kannst. Du würdest anfangen, ein Buch zu schreiben, unabhängig davon, ob du es willst oder nicht, und alles was du schreiben würdest, würde in der Realität passieren, aber stell dir darunter nichts Gutes vor, denn du

wärst gezwungen, dir selbst und all denen, die du liebst Schmerzen zuzufügen. Solange du nicht begreifen würdest, dass du der einzige bist, der diesen Schmerz beenden kann, indem du das Buch fertig schreibst, wird dein Schmerz endlos sein. Nicht ich, sondern Elis, die Frau in dem schwarzen Brautkleid wird dich mit dem Fluch belegen. Aber du kannst diesen Fluch brechen, indem du die Kette zerstörst. Doch diese lässt sich nicht einfach so zerstören. Du musst selbst herausfinden wie du das anstellst.“

Der Schriftsteller verließ nach dem Hören der Geschichten sofort das Land und veröffentlichte diese. Somit wurde er mit dem Fluch belegt. Die Schmerzen, die er sich zufügte, wurden von Zeit zu Zeit schlimmer, denn er wusste nicht mehr, dass er von einem Fluch belegt worden war. Nach einem Jahr mit den unerträglichsten Schmerzen nahm er sich das Leben...

Ein Tag wie jeder andere - Cedric Crass

Langsam erhob er sich aus der weichen Matratze, mit der jeder seiner Tage begann und endete. Ein kurzer Blick auf den Wecker verriet ihm die Uhrzeit: 10:36h. Er rieb sich über seine Augen und sorgte so dafür, dass sich sein Blick schärfen konnte. Der Raum war in tiefe Dunkelheit gehüllt, so dass lediglich Konturen der Einrichtung zu erkennen waren. Ein ordentlicher Schreibtisch, auf dem sich, dass wusste er, mit der Zeit eine dicke Staubschicht gebildet hatte. Früher hatte er regelmäßig gewischt, um einen gewissen Ordnungsstandard beizubehalten, doch irgendwann hatte er das Interesse an derartigen Kleinigkeiten verloren. Neben dem Schreibtisch ragten zwei große Schränke fast bis an die Decke. Sie waren gefüllt mit vielen ungelesenen Büchern und Zeitschriften.

Sein plumper Körper richtete sich nun zu voller Größe auf und er schlüpfte in ein Paar Schlappen, welche neben dem Bett standen. Er trottete zu der hölzernen Tür und streckte seine Hand nach dem metallischen Griff aus. Das kühle Material berührte seine Haut und bog sich nach unten, sodass die Tür aufging. Es war ihm alles egal, die Unordnung und die späte Zeit, warum auch sollte es ihn interessieren, immerhin hatte er Besseres zu tun. Endlich erreichte er sein heiß geliebtes Sofa, das als einziger Ort in der Wohnung ordentlich war. Mit einem erschöpften Keuchen setzte er sich auf eins der bequemen Kissen, griff nach der Fernbedienung und schaltete den Fernseher an.

Mit einem leisen Klicken flutete das künstliche Licht den Raum und auf dem schwarzen Bildschirm zeigten sich nun zwei Personen, die hinter einem großen Schreibtisch saßen und die Nachrichten vorlasen. Während die Sonne vor den Fenstern immer weiter stieg, wechselte das Programm regelmäßig von Soaps zu Cartoons, zu den Nachrichten und wieder zu den Cartoons. Ein leichtes Gähnen entfuhr dem Mann und er blickte auf seine Uhr.

Mittlerweile waren neun Stunden vergangen. Mit einem aufgesetzten Zeichen des Entsetzens auf seinem Gesicht erhob sich der Mann und betrat die Küche. Die Lampe flackerte auf und hüllte die Einrichtung in dämmeriges Licht. Innerhalb weniger Sekunden landeten zwei Toast, die reichlich mit Marmelade und Butter versehen waren auf einem Teller. Erneut fiel der dickliche Mann in die bequemen Sofakissen und wieder wurde der Fernseher angeschaltet. Während die Sonne endgültig vom Firmament verschwand, rührte sich kein Schatten in der gesamten Wohnung.

Es war kein Blick mehr auf die Uhr nötig: ein einfaches Gähnen reichte, um dem Mann zu signalisieren, dass es für heute genug war. Wieder stand er auf und lief zurück zu seinem Bett. Er verschwand unter der Decke und wurde von der Dunkelheit des Schlafes eingehüllt.

Ein weiterer Tag war vergangen, genau wie die meisten davor. Jeder, der ihn kannte, wusste genau, er würde am nächsten Morgen wieder aufstehen und es sich für die nächsten paar Stunden auf dem Sofa bequem machen. Dann würde er wieder schlafen gehen und es würde von vorne beginnen, während langsam aber sicher die Wohnung immer schmutziger wurde, er immer dicker wurde, das Fernsehprogramm ihn immer mehr langweilte und die Nachbarn ihn immer mehr verachteten. Doch dieser eine Tag war anders, es sollte der letzte Tag in seinem Leben gewesen sein und er war nicht weniger traurig als jeder andere Tag seines Lebens.

Abseits – Laura de Luca

Es war kurz vor Schulbeginn. Der Türgriff war vergilbt und kalt, die Scheibe verschmiert von den vielen Schülern, die täglich mit fettigen Fingern daran klatschen.

Alles in mir sträubte sich, dieses Gebäude zu betreten. Meine Füße waren so schwer wie Blei. Ich wollte da nicht rein, doch ich wusste, es muss sein.

Drüben standen die Klassenkameraden. Doch ‚Kameraden‘ ist das falsche Wort. Es gibt kein passendes dafür. Ich überwand mich und drückte die Tür auf. Sie war schwer und bewegte sich nur langsam. Im Innenraum begrüßte mich keiner. Die, die mich wahrnahmen, warfen mir verachtungsvolle Blicke zu. Es fühlte sich an, als ob mir spitze Eiszapfen entgegenkamen. Ja, Blicke können wehtun, das spürte ich oft genug.

Die Klingel machte ihr dumpfes Geräusch und schon trat unsere Lehrerin auf der anderen Seite des Schulhofes aus dem Lehrerzimmer. Ich konnte ihren durch die Tasche verzogenen Gang durch die Glasfenster beobachten. Das Geschrei der anderen Schüler ebte mit jedem neu auftauchenden Lehrer ab. Die Lehrerin betrat das Gebäude und führte die Klasse Richtung Klassenraum. Ich folgte als Letzte.

Je näher wir dem Raum kamen, desto mehr verblassten die Stimmen der anderen Schüler. Mathe - nicht gerade mein Lieblingsfach.

Bevor es losging, bat die Lehrerin drei Mädchen und mich hinaus. Oh nein, blitzte es in meinem Kopf auf. So unwissend wie ich damals war, hatte ich der Lehrerin von einem fiesem Chatgespräch ein besser passender Name wäre ‚Schimpftirade‘- erzählt, dass einige Tage zuvor stattgefunden hatte. Das schien die Folge davon zu sein.

Mein Herz klopfte so laut, dass ich mir sicher war, jeder im Umkreis von drei Metern könne es pochen hören.

Der Raum war klein und eng, voll gestopft mit Tischen und Stühlen. Die Lehrerin holte die ausgedruckten Zettel mit dem Gespräch inklusive allen Beschimpfungen und legte sie auf den Tisch. Nach wenigen Minuten liefen mir heiße Tränentropfen über die Wange, die sich anfühlten wie tausend Stiche. Die genauen Worte weiß ich nicht mehr, aber wichtig sind sie nicht. Schlimm war es allemal. Nach dem Lehrergespräch wurde alles noch schrecklicher. Sie alle hassten mich noch mehr, dabei wollte ich doch nur, dass das alles endlich ein Ende hat. Ich wollte nicht mehr jeden Tag nach der Schule weinen, einfach wieder fröhlich sein wäre schön gewesen. Wenn man allerdings erstmal in diesen Sog geraten ist, sind die Chancen gering, wieder herauszukommen. Bei dem Gedanken gleich wieder in die Klasse zurückzumüssen, in der jeder wusste, was Sache war, aber keiner etwas dagegen tat, geschweige denn sich dafür interessierte, ging es mir nicht gut.

Es klingelte.

In Deutsch war ich zu dieser Zeit sehr gut. Der Tisch vorne ermöglichte mir die perfekte Tafelsicht. Traurig musste es ausgesehen haben, wie ich Tag für Tag alleine dort saß und mein Arm dauernd gehoben war. Es fühlte sich im Übrigen auch traurig an. Aber was sollte ich machen?

Ich hatte niemanden, mit dem ich hätte reden können und so blieb mir nichts anderes übrig als mich am Unterricht zu beteiligen und die Pferdegeräusche, die gemacht wurden, wenn ich etwas sagte, stillschweigend zu ertragen. Das war ja noch harmlos. Im Englischunterricht war Partnerarbeit an der Reihe - natürlich hatte ich keinen Partner und erledigte die Aufgaben alleine. Das war immer noch besser als in Sport gar nicht gewählt zu werden und als Letzte dumm dazustehen und sich von dem Lehrer in die Gruppe einweisen zu lassen, die einen nicht haben wollte.

Die Stunden vergingen. Langsam.

Endlich, der befreiende Klingelton der Schulglocke. Wie ein Blitz verließ ich den Klassenraum und beeilte mich, nach Hause zu kommen. Der Weg kam mir länger vor als sonst. Er zog sich ewig, obwohl ich mich zielsicher und schnell durch die Masse windete, die ebenfalls den Heimweg anstrebte.

Im Hof wartete unser wuscheliger Hund auf meine Ankunft. Als er mich durchs Tor kommen sah, lief er Schwanz wedelnd auf mich zu. Normalerweise machte mich dieser Anblick sehr glücklich, doch an diesem Tag funkte dieses Glück nur kurz auf, bevor mich die Geschehnisse des Tages wieder einholten. Im Haus konnte ich meine Tränen nicht mehr zurückhalten und fiel Mama sofort in die Arme, während ich ihr weinend von meinem Tag erzählte.

Bis zum Nachmittag verbrachte ich Zeit mit meinen Tieren. Sie mochten mich so wie ich bin und dafür liebte ich sie noch mehr als ich es ohnehin schon tat.

Das beklemmende Gefühl, diese Taubheit, wurde ich den ganzen Tag nicht los.

In einem neuen Versuch der Zerstreung setzte ich mich vor den Computer. Eine gute Idee war das nicht, denn in meinem E-Mail-Konto erschien eine neue Nachricht. Es war eine Mail von den Mädchen aus der Schule, die ungefähr so lautete, nur in einem Assi-Slang mit vielen Rechtschreibfehlern und Schimpfwörtern geschrieben war:

Du dummes ***** Pferd, ich werde dich noch boxen, wir machen dich so fertig, besorge dir lieber schon mal einen Termin beim Zahnarzt!

***** Ich **** dein Leben, du ****, ich mach dich so kaputt!

Ich ***** deinen gesamten Stammbaum. [...]

Wir machen dich so fertig, ich schwöre, du bist tot!

Deine Tiere sind hässlich, genau wie du.

Ich konnte es nicht fassen. Mein Selbstvertrauen war nach den Jahren in der Schule sowieso schon mächtig zusammengefaltet, kaum vorhanden und dann kam auch noch so etwas. Das machte mich damals ziemlich fertig. Die nächsten Tage in der Schule waren die Hölle. Ich fühlte mich so einsam wie nie zuvor.

Wenn ich sehe, was aus den anderen geworden ist, bin ich froh, dass ich nie zum Mitläufer wurde. Heute kann ich darüber lachen.

Das Haus am See - Lara Frumm

Es war ein kühler, sonniger Herbsttag. Sie ging spazieren, Laub zu ihren Füßen und leichten Nebel um sich herum. In pure Stille und klare Luft gehüllt hing sie ihren Gedanken nach. Es ging ihr gut, sie war glücklich und zufrieden. Denn in ihrem Leben hatte es eine plötzliche Wendung gegeben. Eine Gute, sehr gute sogar. All ihre Sorgen hatte sie hinter sich gelassen und von vorne begonnen.

Nun lief sie auf einen See zu, genauer gesagt auf ihren. Ja hier wohnte sie, auf diesem herrlich weitläufigen Grundstück mit dem wunderschönen, prächtigen Gründerzeithaus. Sie blieb stehen, betrachtete den See und die Umgebung. Es war magisch, dieser Ort war magisch, voller Geheimnisse und verborgenen Ecken. Aber es war auch einsam, sehr einsam, das hatte sie gleich gemerkt. Aber einsam war gut, zu mindestens besser als laut, dreckig und schmutzig. Laut, dreckig und schmutzig hatte sie satt. Orte, an denen man Gewalt, Trauer und Armut aus den Türen quellen und an den Wänden entlang rinnen sah. Orte, an denen man wusste, dass man sich lieber schnell umdrehen und wieder verschwinden sollte. Diese Orte kannte sie zu genüge, sie hatte an ihnen gearbeitet und gelebt, aber jetzt war das vorbei. Endlich hatte sie einmal im Leben Glück gehabt. Sie war raus da. Der See, fand sie, eignete sich prima zum Schlittschuh fahren. Das würde sie diesen Winter gleich mal ausprobieren. Sie freute sich auf den Winter, früher hatte sie ihn gehasst. Er hatte Hunger und Kälte bedeutet. Heute aber versprach er gemütliche Abende vor dem Kamin, Schlittschuh fahren und viele Spaziergänge.

Zurück im Haus machte sie sich erst einmal einen Tee und stellte sich vor, wie es wohl sein würde, wenn hier die Kinder herumtobten. Als sie das Haus geerbt hatte, hatte sie sofort mit der Planung des Kinderheims begonnen. Es war wie eine Erleuchtung gewesen. Mit Betreten des Hauses hatte sie gewusst, dass sie es tun musste. Denn sie wollte helfen, wollte nicht, dass es noch mehr Kindern so erging, wie ihr, sie wollte ihnen ein zu Hause, Liebe, Gemeinschaft und Bildung geben. Jetzt hoffte sie nur noch, dass die Stadt ihren Plan genehmigte. Es wäre wundervoll. Träumend und voller Vorfreude auf den nächsten Tag, der hoffentlich die ersehnte Zusage brachte, ließ sie sich ein Bad ein. Sie entspannte sich und genoss die Wärme des Wassers. Seit sie hier wohnte und das war noch nicht lange, nahm sie jeden Tag ein Bad. Es war vielleicht nicht gut für die Haut, aber wenn man nie zuvor in seinem Leben wirklich ein Bad genommen hatte, dann nutzte man das am Anfang natürlich aus. Nach einiger Zeit würde sich das schon wieder legen.

Sie war zu früh, viel zu früh. Als sie heute Morgen aufgewacht war, war sie sofort ins Bad gegangen, hatte sich fertig gemacht und war in die Stadt gefahren. Nun lief sie vor dem Büro des Bürgermeisters auf und ab. Sie war nervös, ihre Geduld hing an einem seidenen Faden.

Dann endlich öffnete sich die Tür und der Bürgermeister bat sie einzutreten. Drinnen setzte sie sich, ihr gegenüber der Bürgermeister. Dieser begann das Gespräch mit einer Lobeshymne auf ihre Idee.

Mit einem glückseligen Lächeln und einem Stapel Papier in der Hand verließ sie den Raum. So langsam bekam sie das Gefühl, dass das Glück sie verfolgte. Zu Hause begann sie sofort mit den Handwerkern Termine für die Renovierungen zu vereinbaren, damit die wenigen Renovierungsarbeiten, die zu erledigen waren schnellst möglich durchgeführt werden konnten. Nach, für sie viel zu langen, zwei Wochen rückten die letzten Handwerker ab und sie hatte endlich Zeit die Zimmer einzurichten. Denn schon in wenigen Tagen würden die ersten Schützlinge hier einziehen. Außerdem musste die damit verbundene Eröffnungsfeier noch vorbereitet werden.

Endlich war der große Tag gekommen und sie wurde von Nervosität, Vorfreude und Zweifeln gleichzeitig gepackt. Denn langsam begann sie sich zu fragen, ob sie der Aufgabe überhaupt gewachsen war und ob sie das alles überhaupt wollte. Also drehte sie im frühen Morgengrauen erst einmal eine Runde um den See. Dieser See, in seiner Ruhe, gab ihr Kraft und ein Gefühl der Geborgenheit und dieses Gefühl wollte sie weitergeben, dass wusste sie. Die Gäste kamen, es war ein nicht enden wollender Strom an Menschen, die sich das, in ihrer Umgebung, neuartige Projekt ansehen wollten. Aber sie freute sich am meisten auf die Kinder, die Aufmerksamkeit, die sie dadurch erhielt interessierte sie nicht.

Der süße VW-Bus, der dem Heim auch als Transportmittel dienen sollte fuhr vor, in ihm viele kleine und große Gesichter, gezeichnet von Nervosität und Misstrauen, aber auch von Hoffnung und Vorfreude. Tränen stiegen ihr in die Augen als sie sie sah. Auch sie war gespannt auf diese große, neue und unbekannte Herausforderung, die nun vor ihr lag. Sie war glücklich, die Kinder machten sie glücklich, jedes auf seine eigene Art. Sie waren unterschiedlich, wie Tag und Nacht, und jedes ging mit der Situation anders um, aber keines war gemein oder unfair, sondern alle waren offen und hilfsbereit. Die einen schwiegen mehr als die anderen, aber trotzdem hielten sie alle zusammen. Dies sah man besonders beim Schlittschuh fahren, was einige nicht konnten, aber durch die anderen lernten. Sie halfen sich gegenseitig auf und alberten die ganze Zeit rum. Abends gingen sie alle zurück ins Haus, tranken Tee, lernten, spielten, lasen oder lagen einfach träumend vor dem großen Kamin. Der Kamin war der Mittelpunkt des Hauses und ihrer kleinen, behüteten Welt, alle fühlten sich in der Wärme des Feuers wohl. Der See jedoch war fast noch wichtiger als der Kamin, der nur durch die Gemeinschaft so besonders wurde. Er nämlich, war auch alleine ein wunderschöner, magischer Ort, der sie alle anzog.

Von ihrem Fenster aus sah sie jeden Abend auf den See hinaus und träumte Unmögliches. Er machte ihr wundervolles Märchen komplett.

Doch die Welt, das sollte sie ganz schnell merken, war nicht immer nur rosa. Denn schon bald kürzte die Stadt die finanziellen Hilfen und auch die Spenden blieben aus. Sie musste sich etwas einfallen lassen. Das Geld war knapp und sie wusste eigentlich schon nicht mehr, wie sie die Stromrechnungen zahlen sollte. Aber ihr Wille war groß, sie wollte, dass ihr Heim noch Generationen überstand. Schlaflose Nächte folgten. In dieser Zeit ging sie viel an den See. Eines Nachts stand sie dort und träumte vor sich hin, als sie plötzlich eine Idee hatte. Von nun an arbeiteten sie und die Kinder jeden Tag an ihrem Rettungsplan und das, obwohl die Kinder selbst ihn gar nicht wirklich kannten. Und sie? Kannte sie selbst ihren Rettungsplan, geschweige denn den, für jemand anderen? Nein, eigentlich nicht. Sie starrte an die graue Zimmerdecke ihrer Plattenbaueinzimmerwohnung. Wäre das Glück doch nur wirklich mit ihr und den Kindern dieser Welt.

Liebeslebenshungerkummer – Maria Hänel

Name: Lendor
Vorname: Sophie
Alter: 14 Jahre
Beruf: Schülerin
Größe: 1, 70m
Höchstes Gewicht: 58,7 kg
Niedrigstes Gewicht: 42,0 kg
Diagnose:

Ich zögere kurz und schreibe dann „Magersucht“. Es ist so ziemlich das erste Formular in meinem Leben, das ich ausfülle. Sonst macht das immer einer meiner Eltern für mich, da es dann um Kontodaten und andere Angelegenheiten zur Herkunft geht. Jetzt geht es aber einzig und alleine um mich. Ich sitze neben meiner Mutter im Sprechzimmer einer Psychologin, die mir auf den ersten Blick etwas unsympathisch erscheint. Aber der erste Blick trägt ja oft. Meine Mutter hatte mich zum Arzt geschleppt, weil sie meinte, sie könne nicht mehr tatenlos mit ansehen, wie ich mich selbst umbringe und dass sie sich strafbar machen würde, wenn sie nichts dagegen unternimmt, damit ich nicht verhungere. Aber ich habe doch gar keinen Hunger. Meine Oma sagt, das wäre umso schlimmer, weil mein Bauch schon gar keine Nahrung mehr verlangt, geschweige denn erwartet. Ich beantworte die restlichen Fragen des Bogens. Sie beziehen sich auf meine Hobbys, Aktivitäten, Interessen und Familienangehörige, ob diese getrennt leben und wie viele Geschwister ich habe. Als ich fertig bin, schiebe ich das Formular der Psychologin zu. Sie überfliegt es, bleibt bei meinem niedrigsten Gewicht hängen, stutzt kurz und zieht die Augenbrauen hoch und legt es neben sich. Dann beugt sie sich vor, stützt sich auf ihren Ellenbogen ab und schaut mir direkt in die Augen. Das macht mir ehrlich gesagt etwas Angst, weil sie so unnatürlich helle Augen hat.

„LEBENsmittel heißen so, weil man sie zum LEBEN braucht.“

Ich zucke kaum merklich mit den Schultern, ziehe mein Kinn ran und die Augenbrauen etwas hoch und flüstere ein heiseres "Ja."

Mein Mund ist trocken und ich bin etwas überrascht von dieser banalen einleuchtenden Aussage. Auf dem Tisch steht eine Flasche Wasser und ein Schild mit "Selbstbedienung". Ich würde gerne ein Glas Wasser nehmen, traue mich aber nicht. Meine Mutter sagt immer, ich trinke zu viel und dass ich mich satt trinken würde. Vielleicht hat sie damit auch etwas Recht. Aber mein Mund und Hals sind auch immer so schnell kratzig und trocken. Wenn ich mir aber jetzt ein Glas nehmen würde, käme meine Mutter direkt auf die Idee, dieses Thema anzuschneiden, weil sie denkt, es gehöre auch zu meinen schlechten Essgewohnheiten.

„Wann hat das ganze denn angefangen?“, will die Psychologin wissen. Sie wendet sich dabei an uns beide. Ja, wann hatte der Wahnsinn, dieser Wahn, wann hatte er angefangen. So genau weiß ich das auch nicht mehr, aber es muss so ca. vor einem halben Jahr angefangen haben. Aber was war da passiert, was mich so aus der Bahn geworfen hat. Ich

überlege Vor einem halben Jahr kam meine Freundin aus Kanada zurück, bildhübsch, gertenschlank, trotzdem mit weiblichen Rundungen und einer so offenen und natürlichen Art. Ihre Familie sagt, sie wäre der Sonnenschein in ihrer Familie. Wahrscheinlich habe ich mir Maß an ihr genommen, wollte so sein wie sie, überall beliebt, zufrieden mit sich selbst und eine Powerfrau, die mit beiden Beinen fest im Leben steht. Daraus ist wohl nichts geworden.

Vor einem Halben Jahr kam jemand Neues in mein Leben: Jens! Er ist hier in die Stadt gezogen und neu in unserer Gemeinde. Von Anfang an konnte er mich nicht leiden. Warum nicht, das weiß ich bis heute nicht. Aber von Nora war er sofort angetan. Der steht total auf sie, obwohl er fast zwei Jahre jünger ist. Vielleicht dachte ich deshalb auch, ich müsste so sein wie sie, um geliebt zu werden und um gut anzukommen; bei Kai gut anzukommen. Kai, der

Junge, in den ich seit über zwei Jahren heimlich, hoffnungslos und unglücklich verliebt bin. Ich glaube, das war der Hauptgrund, weshalb der Wahn angefangen hat.

Aber bevor ich etwas sagen kann, ergreift meine Mutter das Wort, was mir eigentlich ganz Recht ist, weil sie Kai und Jens kennt und sie nicht von meinem Gefühlswirrwarr zu wissen braucht. Das ist meine Angelegenheit, mein ganz privates Privatleben. Nicht einmal meiner allerbesten Freundin habe ich davon erzählt. Vielleicht wäre es gut, mal mit jemandem darüber zu sprechen. Aber nicht hier und nicht jetzt. Wenigstens diese eine Sache soll vor meiner Mutter ein Geheimnis bleiben, mein persönliches Geheimnis. Ansonsten weiß sie ja so ziemlich alles über mich.

„Also vor einem halben Jahr gab es sehr oft Streit in unserer Familie“, fängt sie an. „Unser Sohn, er ist jetzt 17einhalb, hat versucht immer mehr von zu Hause und dem Familienleben auszubrechen. Er hat sich nichts mehr sagen lassen, hat nichts mehr für die Schule getan, nur noch am PC gesessen und wenn man ihn darauf hingewiesen hat, dass er schon wieder ewig im Computer gespielt hat, war er sofort genervt und aggressiv und hat sich in seinem Zimmer verbarrikadiert. Und da ich ein sehr temperamentvoller Mensch bin, kam es des Öfteren auch zu Handgreiflichkeiten. Nun ja. Sophie hat das alles eben auch mitbekommen und die sie sehr sensibel ist, hat sie sich das ganze anscheinend sehr zu Herzen genommen. Und wenn ich in Rage bin, schreie ich alles und jeden an. Ziemlich oft auch Sophie, meistens zu Unrecht.“ Damit ist für meine Mutter die Ursache meiner Krankheit geklärt. Sie beißt sich darauf fest und sieht nicht ein, dass der Streit, der bei uns zu Hause herrscht, nicht der Hauptgrund ist, sondern eher das i-Tüpfelchen, der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen oder der Stein, der die Lawine ins Rollen gebracht hat.

Das restliche Gespräch verläuft somit über das Thema, wie man den Streit verhindern kann und was mein Bruder und meine Eltern anders oder besser machen sollen. Mir kommt es vor, als sei ich hier nur Nebensache. Als wäre ich nur zweitrangig und mal wieder eher im Weg. Und genau dieses Gefühl ist es, das mir den Magen verknotet und eine

Schluckblockade verursacht, sodass ich keinen Bissen herunterbekommen kann und will. Dieses Gefühl ungeliebt, allein gelassen und im Weg zu sein.

Am Ende des Gesprächs, bei dem ich nur mit halbem Ohr zugehört habe, wendet sich die Psychologin an mich: "Ich würde dir dringend raten, über ein Aufenthalt im Krankenhaus nachzudenken. Dein BMI liegt nur ganz knapp über 14,5. Und das ist die Grenze zur Zwangseinweisung mit stationärer Zwangsernährung. Überlege dir, ob du das willst."

„Ja, mach ich.“, antworte ich kurz und lächle und nicke dabei. Aber für mich steht fest: Das Krankenhaus kommt überhaupt nicht infrage. Ich will nicht ein halbes Jahr irgendwo in einer Klinik verbringen und vorgeschrieben bekommen, was ich wann und wie viel esse. Ich kann das alleine und will mir von niemandem etwas aufdrängen lassen, denn wenn jemand aufdringlich wird und mir zu nahe kommt, bekomme ich Angst und fange an zu zittern.

Die Psychologin gibt mir noch einen Musteressensplan mit. Ich schaue kurz drüber und bin alles andere als angetan von diesem Plan. Vier Scheiben Toast zum Frühstück mit Butter und Käse und Nuss-Nougat-Creme. Ich habe, wenn ich mal Toast esse, schon mit einem ohne Belag zu kämpfen, weil ich erstens dann schon satt bin und ich zweitens Angst bekomme zuzunehmen und wieder anfangen zu zittern. Diesen Plan werde ich unmöglich einhalten können.

Wir verabschieden uns, die Psychologin wünscht mir alles Gute, und wir fahren nach Hause. Meine Mutter ist auf der Fahrt ziemlich schweigsam. Sie scheint über den Krankenhausaufenthalt nachzudenken. Für mich ist das aber eine nahezu unvorstellbare Sache. Ich möchte nicht den Unterrichtsstoff verpassen und das Jahr wiederholen müssen. Ich möchte nicht meine Termine alle absagen. Außerdem habe ich nächste Woche Geburtstag. Da will ich doch zu Hause feiern und nicht in einer Klinik vor mich hin vegetieren. Und ich möchte nicht, dass die Leute sagen, ich sei ein Schwächling und zu schwach allein gegen die Krankheit anzukämpfen.

Meine Mutter setzt mich zu Hause ab und geht noch mal einkaufen. Mein Vater ist noch auf der Arbeit, mein Bruder hat Fahrstunde, also bin ich allein daheim. Das Telefon klingelt. Ich gehe ran.

"Hallo, hier ist Sophie Lendor", melde ich mich wie immer.

"Hallo, hier ist Kai. Kann ich mal deinen Bruder sprechen?"

Mein Kopf wird heiß, in meinem Bauch beginnt es zu kribbeln und mein Mund wird trocken. „Der ist gerade nicht da, hat Fahrstunde.“, sage ich etwas krächzend. Ich bin froh, dass er mich nicht sieht, denn ich bin bestimmt knallrot im Gesicht. "Ok, dann kannst du ihn fragen, ob er morgen für mich das Kollektekörbchen halten kann?"

Kann er mich bitte dann zurückrufen?"

„Ja, ok. Mache ich.“

"Ok, danke."

"Ja, Tschüss."

"Tschüss".

Ich bringe erstmal meinen Puls wieder auf Normalgeschwindigkeit. Einerseits bin ich total froh seine Stimme gehört zu haben und sein "Tschüss" klingt mir immer noch im Ohr. Das lässt mich wenigstens einen kleinen Moment auf Wolke Sieben schweben. Andererseits hat mir dieser Anruf die Hoffnung genommen, ihn morgen in der Kirche zu sehen. Dass er das Spendenkörbchen am Ausgang nicht halten kann, heißt ja, dass er nicht kommt. Mal wieder nicht kommt. Das Telefon klingelt erneut. Es erscheint Kais Nummer.

"Hallo, hier ist Sophie Lendor."

"Hallo, ich bin es noch mal, Kai." Ich kann mir ein "Ich weiß" gerade noch verkneifen. Das käme nämlich etwas komisch rüber. "Du musst deinen Bruder nicht mehr fragen. Es hat sich schon jemand anderes gemeldet."

„Ja, ok!"

"Ok!"

"Ok, dann Tschüss."

"Tschüss."

Ich wundere mich über meine Gesprächigkeit und mein großen Wortschatz, den ich gerade am Telefon gebraucht habe. Dann habe ich schon mal Kai am Telefon und bekomme nichts weiter als meinen Namen und ein "Ja, ok! Tschüss!" heraus. Ich ärgere mich über mich selbst und bin total depressiv. Warum bin ich nur immer so schüchtern in solchen Situationen, in denen er meine Schamesröte nicht einmal sehen kann. Wofür quäle ich mich die stressige Alltagswoche durch in Vorfreude auf das Wochenende, der einzigen Gelegenheit, Kai zu sehen, um dann zu erfahren, dass er nicht kommt. Mir ist zum heulen zumute.

Am Abend esse ich eine halbe Kartoffel mit etwas Magerquark. Meine Mutter will mich dazu bewegen, noch ein Stück Brot zu essen. Ich drehe durch, lasse den Rest Quark stehen und verschanze mich den ganzen Abend in meinem Zimmer.

Am nächsten Morgen stelle ich mich auf die Waage. 42,4 Kilogramm. Da ich sowieso enttäuscht bin, Kai heute nicht zu sehen, bin ich auch demotiviert gegen die Magersucht anzukämpfen und mich zum Essen zu zwingen. Blöde Nudeln und Käse, denke ich. Die gab es nämlich gestern zum Mittagessen. Ich bin richtig wütend auf mich, dass ich mich nicht unter Kontrolle hatte und soviel gegessen habe, dass ich direkt zugenommen habe, obwohl ich weiß, dass ich früher oder später so oder so zunehmen muss. Ich stecke momentan in einer Sackgasse, denn so wie bisher geht es nicht weiter. Aber ich will, dass Kai mir sagt, dass ich zu dünn bin, dass er mir sagt, dass ich vorher mit zehn Kilo mehr, viel hübscher war. Doch wenn er mich nicht sieht, wird das wohl noch dauern. Aber diese Vorstellung ist ja eigentlich sowieso nur eine Illusion.

Ich gehe die Treppe runter zum Frühstück. Auf dem Herd steht ein Topf mit Griesbrei.

"Ich habe doch gesagt, ich koche mir den Griesbrei heute Mittag selber!", fahre ich meine Mutter an, ohne ihr vorher einen Guten Morgen zu wünschen. Ich fühle mich wieder so bedrängt, so, als ob über mich wieder entschieden wurde, ohne mich zu fragen. Ich weiß nicht, welche Milch sie genommen hat und wie viel Zucker. Ich habe Angst, dass sie extra Vollmilch und viel Zucker untergerührt hat, um mich sozusagen gegen meinen Willen zu "mästen".

"Wir haben heute Mittag keine Zeit. Du willst nach dem Essen schnell wieder in die Kirche und mit der Jugend einen Film gucken.", entgegnet sie mir in strengen Ton. "Hast du die laktosefreie Milch genommen? Wahrscheinlich hast du zentnerweise Zucker untergerührt. ", gifte ich sie an.

„Also jetzt reicht es mir aber. Das wird ja immer schlimmer mit diesem Wahn. In Griesbrei gehört nun mal etwas Zucker. Ich halte das nicht länger aus. Ein halbes Jahr nichts essen, das ist ja abnormal, du bist ja krank im Kopf! Ich rufe jetzt in der Klinik an, wir fahren dich da heute noch hin", geht sie mich an. "Essen als Strafe sehen. Was ist denn da kaputt im Kopf?", brabbelt sie vor sich hin, während sie das Telefon schon am Ohr hat und wartet, dass jemand abhebt. Ich bekomme das Telefonat nicht mit. Mir steigen die Tränen in die Augen. Ich renne in mein Zimmer und knalle die Tür zu, schmeiße mich auf mein Bett, verkrieche mich in die hinterste Ecke, ziehe die Beine bis zum Kinn an, umschlinge sie mit beiden Armen, vergrabe mein Gesicht halb zwischen meinem Kissen, halb zwischen meinen Knien und wehre mich nicht gegen den Heulkampf. Ich will nicht ins Krankenhaus abgeschoben werden. Ich will ein fröhliches Mädchen sein, so wie früher. Und ich will zu Kai. Ich will doch nur leben. Richtig leben, ein schönes sorgloses Leben in Fröhlichkeit und Leichtigkeit ohne Stress und Probleme. Aber so ein Leben gibt es nicht. Nicht hier auf dieser Erde. Dieses Leben ist hart und steinig, voller Höhen und Tiefen. Jeder muss seinen eigenen Weg finden. Manche finden ihn direkt. Andere irren, so wie ich, lange im Dunklen herum und verhungern fast. Verhungern körperlich und geistlich am Lebenshunger, der mich in die Verzweiflung treibt und mir allen Lebensmut entzieht.

Hilflos – Gudrun Jaschke

Ich sehe Dich,
will Dich umarmen,
Dir Deinen Schmerz erträglich machen,
aber ich kann nicht,
schaffe es nicht, diese Mauer zu durchdringen.
Sie scheint plötzlich aus dem Boden gewachsen,
bindet meine Füße
schnürt meine Kehle.

Ich will Dich trösten,
Dir mein Mitgefühl zeigen:
Mit tausend Worten,
schönen Erinnerungen.
Aber das würde Dir nicht helfen,
denn das, was Du jetzt wirklich brauchst
kann ich Dir niemals geben.

Weil ich dich liebe... - Ana Jelcic

Hier ist das Leben und dort der Tod. Ich stehe dazwischen, die Grenze ist unüberschreitbar.
Ich habe eine Aufgabe.

Die Kirchenglocken verstummen, es regnet. Eine Person weint.
Schwarz gekleidete Personen stehen um ein Grab herum, während der Pfarrer seine letzten
Worte spricht. Ich schaue mir den Grabstein genauer an.

Lena M.
* 18.7.1985
† 7.04.2010
Du bleibst...

Ich starre die Buchstaben an und kann nicht glauben, dass ich meine Familie nie mehr
wieder in den Arm nehmen kann. Die Personen entfernen sich langsam.
Traurig sehe ich ihnen hinterher. Was fühlen meine Eltern? Zu gerne würde ich zu ihnen
gehen und ihnen sagen, dass es mir gut geht und dass sie nicht trauern sollen, doch sie
würden mich nicht hören können. Sie haben sich verändert, sie sehen älter aus und tragen
schwarze Kleidung. Neben ihnen läuft meine Schwester. Zuletzt fällt mein Blick auf meinen
Verlobten. In drei Monaten wollten wir heiraten, die Welt bereisen und eine Familie gründen.
Doch daraus wird nichts. Ich war zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen und nun spuke
ich auf der Erde herum und muss eine Aufgabe erfüllen die mir ein weißer Engel gestellt
hatte, als ich aufgewacht war und mich in einen Raum aus Wolken befand.
Die Aufgabe war es einen geliebten Menschen wieder glücklich zu machen.
Erst dann würde ich meinen letzten Frieden finden. Aber wie sollte ich Marcel glücklich
machen? Er mochte Spaghetti Bolognese... aber das würde ihn nicht glücklich machen. One
Republic... seine Lieblingsband. Genau! Ich würde ihm einfach Konzertkarten schenken.
Plötzlich fielen aus dem Nichts Konzertkarten in meine Hände. Perfekt, das würde ihn wieder
glücklich machen.

"Du verstehst die Aufgabe nicht", ruft mir eine fremde Stimme zu und der Engel erscheint in
einem hellen Licht. "Natürlich verstehe ich die Aufgabe, Ich muss Marcel glücklich machen".
"Du kannst ihn nicht mit materiellen Dingen glücklich machen. Du musst seine Seele heilen".
"Abeerrr. . ." Ich hatte verstanden. Ich musste ihm eine neue Frau finden, doch wie? "Wenn
du ihn wirklich liebst dann musst du ihn loslassen können, damit er sein Glück wieder findet."
Der Engel hatte Recht, aber es würde mir so schwer fallen. Was sollte ich tun? Sollte ich an
Marcel's Glück denken oder an meins?

Erinnerungen – Marina Karamuschka

Stolz betrachtete ich den Text, frisch aus dem Drucker, von allen Seiten. Er sollte auch nach dem Abschicken für immer in Erinnerungen verweilen. Ein breites Grinsen umspielte meine Lippen und ich eilte zurück in mein Zimmer um den Text abzuschicken, dann blieb nur noch das Warten.

Doch dann beging ich einen großen Fehler, indem ich ein Wort herausbrachte, bestehend aus zwei Silben.

„Mama“.

Was in den nächsten, langsam verstreichenden 40 Minuten geschah müsste jedem bekannt sein, der einen oder vielleicht zwei Erziehungsapparate zu Hause besitzt. Gemeckere gefolgt von Verbesserungsvorschlägen, scharf gepfeffert mit Argumenten, wieso mein Text ganz und gar nicht meine Schreibstil entspräche. Nachdem ich merkte, dass Widersprechen rein gar nichts brachte ließ ich alles seufzend über mich ergehen und zog, nachdem sie zufrieden mit sich abgezogen war, ein Lexikon zu Rate. War es wirklich die Pubertät, welche in manchen Situationen zwischen uns stand? Waren es wirklich die Hormone, die mich zum kochen brachten und mich zwangen immer Recht zu haben, oder war es einfach so....

Es dauert einige Zeit, bis ich den Artikel über Pubertät gelesen und noch einige Erzieherwebsites zu Rate gezogen hatte. Doch viel schlauer war ich auch nicht.

In diesen ganzen Wälzern und Sites berichtete nur irgendein Gelehrter mit Doktor Titel, dass die den Eltern so verhasste Pubertät ein Übergang von Jung zu Alt war und was die immer wieder kehrenden Streitpunkte waren. Des Weiteren schilderte er mir, dass all das, was mit den Jugendlichen geschah, rein hormonell war, sprich vergänglich und wies auf einige weitere Erziehungsratgeber hin, damit falls Probleme mit den kleinen Quenglern entstehen, man nicht verzagen sollte und ihnen alles philosophisch erklären könnte.

Betrübt über die ganzen Tatsachen, ließ ich einen tiefen Seufzer über meine Lippen gleiten und schmiss mich auf mein Bett. Klar, es war alles hormonell bedingt, aber ich war trotzdem beleidigt und sauer. Man musste sich vorstellen, die eigene Mutter findet die Werke seines Kindes nicht mal akzeptabel, nicht mal toll.

Allein gelassen rollte ich mich zusammen, zog mir die kuschelige Bettdecke über den Kopf, drehte meinen Mp3-Player auf und versuchte zur Ruhe zu kommen, ein wenig zu schlafen.

Doch egal wie ich mich wand und drehte ich konnte nicht einschlafen. Strampelnd, wie ein kleines Kind, wand ich mich aus der Decke und setzte mich mit zusammengezogen

Augenbrauen und zu Schlitzten verengten Augen auf meine Bettkante, während mein Blick sich starr auf den PC Bildschirm ausrichtete.

Dort blickte immer noch der Cursor über meinem Werk. Nase kräuselnd erhob ich mich und ließ mich auf den Schreibtischstuhl sinken. Immer noch genervt vor den hinter mir liegenden Ereignissen, tippelte ich mit meinen Fingerkuppen über die Tischplatte und dachte fieberhaft über ein neues Thema nach.

Für einen kurzen Moment, nur eine zehntel Sekunde flimmerte in meinem Kopf der Gedanke auf, dass meine Mutter vielleicht Recht hatte. Ich schüttelte den Kopf und las mir nochmals den Text durch und noch mal und noch mal und noch mal und mit jedem Mal fand ich etwas, was nicht ganz mir entsprach.

Nur ungern gab ich es zu, aber manchmal hatte sie Recht.

War das ganze Pubertätszeug, doch nichts so hormonell wie ich dachte?

Ich meine, selbst ein 5 jähriges Kind streitet sich ab und zu mit seinen Eltern, hat Meinungsverschiedenheiten, Probleme etc.

Wenn man es genau betrachtet, ist die Pubertät niemals ein Problem, wenn man es so ausdrücken kann.

Pubertät ist nur ein weiter Lebensabschnitt, eine Zeit, Neues zu erforschen und vieles dazuzulernen.

Es ist nun mal unser Moment, unser Leben.

P. S.: Ich und meine Mutter haben uns wieder „vertragen“, wenn man das so nennen kann.

Ach ja und die Geschichte vorher hieß Erinnerungen, ich denke, diesmal passt der Name, wie die Faust aufs Auge nicht wahr?

Angels Grave – Die, die ich einst kannte – Natalia Kartalis

Wann, weich... so unbehaglich und ohne jeglichen Sorgen umhüllte uns die Sonne mit ihrer angenehm vertrauten Decke. Der Himmel war in ein tiefes Orange getaucht und erwartete bereits sehnsüchtig den Sonnenuntergang. Mit einem zufriedenen Seufzer schloss Ich meine Augen, als eine warme Briese mir mein Haar aus dem Gesicht wehte und das grüne Gras unter mir dazu brachte, meine Haut zu liebkosen. "Jake?", ertönte es plötzlich neben mir. "Ja?", antwortete Ich wohligh, wenn auch mit einem Hauch leichter Kuriosität. "Du musst mir was versprechen". Mit einem Ruck schossen meine Lieder auf, wobei mein Blick sofort zu meiner Rechten wanderte, bis er auf zwei große, blaue und erwartungsvolle Augen stieß. Ich setzte mich auf und runzelte leicht überrascht die Stirn "Ja... sicher. Schieß los". Lydia stieß ein leises Kichern aus und erhob sich ebenfalls "Na gut", begann sie unsicher, als ob sie um Wörter rang, „Das mag sich jetzt vielleicht albern anhören, aber... ", ihre Wangen färbten sich in ein liebliches Kaminrot, „Wir... wir werden doch für Immer beste Freunde bleiben, ja? Versprichst du mir das?". In Sekundenschnelle änderte sich mein Gesichtsausdruck von überrascht zu sanft, ein kleines Lächeln umspielte meine Lippen. Nach einigen Minuten Stillschweigens hob Ich schließlich meine Hand und durchwuschelte ihr braunes Haar „Du kommst vielleicht auf Ideen. Natürlich, was denn sonst? Wir werden für Immer zusammen bleiben, bis wir alt und verschrumpelt sind", Ich hob meine Hand, „Versprochen".

Nun, bekanntlich fangen alle Freundschaften mit einer Begegnung an. Irgendwo, irgendwie oder irgendwann... das ist völlig egal. Es passiert einfach. Meine Großmutter hat mir einmal gesagt: "Weißt du Jake, mein Junge, ein Freund ist... er... Nun, lass es mich so erklären. Du weißt doch wie sehr Ich Blumen liebe, richtig? So. Eine einzelne Rose, kann für mich ein ganzer Garten sein. Ein Freund jedoch, meine ganze Welt. Eines solltest du dir merken. Keine Liebe, keine Freundschaft kann unseren Lebensweg kreuzen, ohne für immer eine Spur zu hinterlassen". Damals wusste Ich nicht wirklich was sie mir damit sagen wollte, um Himmels Willen, Ich war da auch erst 12 Jahre alt und ohne jegliche Erfahrungen, noch konnte Ich ihre Worte nachvollziehen. Doch heute...

„-ke... Jake... JAKE!", Ich zuckte leicht zusammen als Ich meinen Namen hörte und darauf wie benommen umher blinzelte, auf der Suche nach dem Sprecher der lauten Stimme die mich gerufen hatte. Da erhaschten meine Augen eine kleine Gestalt, eine Frau, die lässig gegen einen Türrahmen gelehnt war und mich neugierig mit ihren mandelförmigen Augen musterte. Als Ich mich nach ein paar Sekunden wider gefasst hatte, räusperte ich mich kurz und schenkte ihr ein schwaches Lächeln „Was ist, Elena?" Mit einem flüchtigen Seufzen stieß sie sich vom Türrahmen ab und lief auf mich zu, die Arme vor der Brust verschränkt „Jake... Ich habe dich jetzt schon bestimmt sieben Mal gerufen. Du hast überhaupt nicht

reagiert. Ist alles in Ordnung?". Mit einem Kopfschütteln stritt Ich ihre Frage ab und hob meine beiden Hände. „Es ist alles bestens, wirklich. Ich war nur ein wenig in Gedanken versunken, dass ist Alles“ – „Aber“ - "Nein, ist schon gut", kommentierte Ich weiter und versuchte mein Bestes, so unbeschwert wie möglich zu klingen. Elena jedoch schien mir nicht ganz Glauben zu schenken, was man daran erkennen konnte, dass sie ihre Augen verengte, aber ließ das Thema schließlich fallen. Stattdessen fuhr sie sich mit ihren kleinen und schmalen Fingern durch ihr blondes, offenes Haar und nickte schließlich.

Mit einem schnellen Schulterzucken drehte sie sich auf dem Absatz ihres Stiefels herum und lief in den Raum nebenan. „Wie dem auch sei“, rief sie laut genug, sodass Ich es hören konnte, „deine Blumen sind fertig“. Mit einem strahlenden Lächeln kam sie wieder zurück, doch diesmal hatte sie einen riesigen Blumenstrauß in ihren Händen, welcher nur aus weißen Lilien bestand. Ein kleiner Stich machte sich in meinem Herzen bemerkbar als Ich sie entgegen nahm. „Sind die für Jemanden bestimmten? Vielleicht... deiner Freundin?“. Schon wieder ein Stich, doch dieses Mal nur heftiger. „Ja“, antwortete Ich trocken, „Für meine beste Freundin, Lydia. Heute ist ihr Geburtstag“. Die zierliche Frau klatschte fröhlich in die Hände, wie ein kleines Mädchen dass gerade eine neue Puppe geschenkt bekommen hatte „Das freut mich! Gefallen sie dir denn auch überhaupt?“, fragte Elena schließlich begeistert. Kaum zu glauben das sie 25 Jahre alt war. Und das auch noch drei Jahre älter als Ich. „Ja, sehr sogar. Ich bin froh das Ich mich entschieden habe zu deinem Blumenladen zu gehen. Natürlich hätte Ich das auch schon viel eher getan, aber da diese Schuppen erst seit einem Monat auf hat. . .“, noch bevor Ich zu Ende sprechen konnte, landete ein leichter Boxhieb auf meiner rechten Schulter.“ „Ja ja, ist ja gut. Kein Kommentar zu meinem 'Schuppen'. Jedenfalls bin Ich erleichtert dass es dir gefällt“. Mit einem aufrichtigen Lächeln nickte ich, wobei mein Blick zufällig auf der Uhr, welche hinter Elena über den Tresen hing, landete. „Mist, es ist schon spät. Ich muss jetzt wirklich los und mich beeilen. Es wartet noch jemand auf mich“, Ich schritt in Richtung Ladentür, „Wir sehen uns. Und danke noch mal für den Blumenstrauß“. Noch bevor die Tür hinter mir zuknallen konnte, hörte Ich wie Elena mir noch ein schnelles „Tschüss!“ zurief. Dann war Ich draußen. Sofort spürte Ich wie die Kälte mir die angenehme Wärme entzog, die mich zuvor noch im Laden umgab. Nun gut, schließlich war es auch bereits Herbst, was konnte Ich eigentlich anderes erwarten? „Na toll, dass hat mir jetzt gerade noch gefehlt“, fluchte Ich vor mich hin als Ich langsam die feuchte Straße entlang lief und mir kleine, kristallklare Wassertropfen auf das Gesicht fielen. Warum musste es gerade heute Regnen? Gerade an diesem wichtigen Tag, den Ich nie verpassen würde? *Wie ironisch. Es ist als ob dieses Wetter das Innere meines Herzens widerspiegeln würde. Wie mir WIRKLICH zu Mute ist.* Resigniert schüttelte Ich rasch meinen Kopf. Nein. So durfte Ich nicht denken. Ihr zu liebe. Heute war ihr Tag. Doch es war so verdammt schwer...

Eine starke Gänsehaut überfiel meinen Körper, als Ich mich darin erinnerte, wie Ich in Elenas Blumenladen plötzlich an früher denken musste. An damals, als wir noch so um die 14 waren. An die Zeit, kurz bevor Lydia und Ich uns kennen gelernt hatten. Wir lagen auf der Wiese unseres kleinen Verstecks, welches wir in dem nahe gelegenen Wald dieser Stadt gefunden hatten. Wir hatten uns ein Versprechen gegeben... dass wir für Immer Freunde bleiben würden. Ich hätte vielleicht bei dieser Erinnerung gelächelt, wenn doch dieser Schmerz in meiner Brust nicht wäre. Wie dem auch sei, nach guten zwanzig Minuten konnte Ich schon vom Weiten mein Ziel sehen. Dort, wo meine beste Freundin auf mich wartete. Mit jedem Schritt mit dem Ich mich näherte, schien mein Puls schneller zu werden. Meine Muskeln spannten sich an. Vor was hatte Ich eigentlich Angst? Die Wahrheit ein weiteres Mal so eiskalt zu betrachten? Die Wahrheit, die Ich bis heute nicht verkraften konnte? Was stellte Ich mich eigentlich so an? Ich würde Lydia in wenigen Sekunden endlich erreichen. Doch vielleicht war es das, was mich so beunruhigte. Das sie sehen könnte, dass unter meinem Lächeln, der Fassade, meine Seele eigentlich weinte.

Sich nach ihrer Umarmung sehnte. „Endlich“, flüsterte Ich leise zu mir, wenn auch ziemlich gedämpft durch den anwachsenden Kloß in meinem Hals. Ich hatte es endlich hierher geschafft. An den Ort, an dem Lydia immer auf mich warten würde. Außer meinen langsamen Schritten auf dem Kies, war alles von Totenstille überflutet. Überall leuchteten rote Lichter auf dunklen Steinen. Ich traute mich nicht zu meinen Seiten zu schauen. Alles was Ich im Kopf hatte war nur noch eines. Nach 20 Steinen weiter sah Ich sie endlich. Ich näherte mich ihr mit einem schwachen Lächeln, noch langsamer als zuvor, bis endlich meine Schritte vor ihr abrupt verstummten. „Hallo, Lydia“, sagte Ich mit zittriger Stimme, als ob sie kurz vor dem Zerbrechen wären. „Ein weiteres Jahr ist vergangen... geht es dir auch gut?“. Nach einigen Minuten des Schweigens, biss Ich mir auf die Unterlippe. Ich konnte es einfach nicht mehr ertragen. Diese Stille brachte mich einfach noch um! Warum? Warum musste sie mir das antun? „Weißt du, dass ist wirklich verrückt. Als Ich für dich diese Blumen hier gekauft habe, musste Ich mich plötzlich an damals erinnern. Als wir unser Versprechen abgegeben hatten. Es schmerzt, es schmerzt wirklich wenn Ich daran zurückdenke. Du hattest mir versprochen immer an meiner Seite zu sein... Weißt du eigentlich wie Ich mich gefühlt habe, als du mir gesagt hast dass du Meningitis hast? Das du bald *sterben* müsstest?“, flüsterte Ich weiter, der Klos in meinem Hals drohte mich zu ersticken. Natürlich wusste sie es. Ich kann mich noch ganz genau daran erinnern wie sehr sie weinte, als Ich neben ihrem Todesbett stand. Sie sagte mir, dass Ich stark bleiben sollte und das sie, auch wenn Ich sie nicht sehen könnte, immer bei mir sein würde. Doch... was brachte mir das? Zwei Jahre waren nun nach ihrem Tod vergangen. Und doch konnte Ich sie nicht vergessen. Natürlich nicht. "Du hast doch mal gesagt, dass wenn Ich die Melodie meines Herzens vergessen würde... du sie mir wieder vorspielen würdest, oder? Doch was soll Ich nun tun, da du nicht mehr hier bist? Wer wird mir nun meine Melodie vorspielen? Der Schlüssel zu

meinem Herzen? Wo ist die andere Hälfte meiner Seele hin?". Ich wusste nicht wie lange Ich schon geweint hatte, oder ob es Regen war der über mein Gesicht lief. Jedenfalls beugte Ich mich ein wenig hinunter um den Blumenstrauß auf das Grab vor mir zu legen. Lilien. Lydia hatte sie geliebt. Am *Ende warst du es doch, die unser Versprechen gebrochen hat.* Das gut behütete Loch in meiner Brust fing an, wieder ein wenig einzureißen. Ich musste hier weg. „Happy Birthday“, flüsterte Ich noch ein letztes Mal bevor Ich mich völlig betäubt umdrehte und auf den Ausgang des Friedhofes zusteuerte.

Brüder, Freunde, Diebe – Gabriele Kohler

Es war kalt. Der Wind stürmte durch die engen Gassen und trieb Regen und Hagel mit sich. Die Wellen peitschten gegen die Hafenuauern. Blitze zuckten über den Himmel und Donner grollte überall.

Inmitten dieses Unwetters kämpfte sich ein Junge durch die Straßen, auf der Suche nach einem Unterschlupf. Seine Kleidung war zerrissen und klitschnass und klebte an seinem dünnen, mageren Körper. Er hatte die Arme fest um sich geschlungen zum Schutz gegen die Kälte. Seine dunklen, schulterlangen Haare hingen nass und wirr herunter. Auf seinem Gesicht waren erste Spuren eines Bartes zu sehen.

Endlich erreichte der Junge ein offenes Hoftor. Schnell schlüpfte er hinein und war nun einigermaßen gegen Regen und Sturm geschützt. Er sah sich um. Vor ihm lag ein kahler, dreckiger Hof. Einige schon fast verdorrte Pflanzen wurden vom Wind hin und her gerissen. Abfälle lagen auf dem Boden, über die sich einige Ratten, die dem Unwetter trotzten, hermachten. Direkt daneben führte eine Treppe runter, wahrscheinlich in einen Keller oder Abstellraum. Der Junge lief die Treppe herunter und warf sich gegen die Tür. Sie war abgeschlossen, aber schon alt und verrostet und gab bald seinem Druck nach. Erleichtert stolperte er in einen alten, feuchten und stinkenden Keller.

Der Junge ließ sich nieder. Den Rücken gegen die Wand gedrückt, saß er da. Sein Atem ging unregelmäßig und viel zu schnell von der Anstrengung, die er hinter sich hatte und sein gesamter Körper zitterte.

Josh, so hieß der Junge, versuchte ruhig zu bleiben und gleichmäßig zu atmen. Die Ereignisse der letzten Stunden und der Schock saßen ihm noch tief in den Gliedern. Fast wie im Traum sah er die Bilder vor sich, unscharf und fremd. Die Schreie, die entsetzten Gesichter und das Blut im Gesicht seines Bruders.

Sie waren heute Morgen gemeinsam auf den Markt gegangen. Sie hatten nichts mehr Essbares gehabt und der Hunger trieb sie in die belebten Gegenden der Stadt auf der Suche nach Nahrung. Josh klaute nicht gerne, aber er wusste es war die einzige Chance um zu überleben. Während er Wache hielt, verschwand Tom, sein älterer Bruder, hinter ein paar Ständen. Josh wartete. Nach zehn Minuten hörte er einen lauten Schrei. Weitere Schreie folgten. Josh konnte sich nicht mehr daran erinnern, was nun folgte. Er sah sich selbst um die Ecke rennen, entdeckte Toms am Boden liegenden Körper und den Mann, der auf ihn eindrosch. Er hörte die Ausrufe der umstehenden Leute. Er spürte die kalte Angst in seinem Herzen und konnte seine Beine nicht mehr bewegen. Er sah wie Tom sich aufrappelte, wie er davon rannte, wie das Blut aus seiner Nase tropfte und - er sah das Messer, dass wie langer, scharfer Blitz auf seinen Bruder zu flog. Sein eigener Schrei, als sich das Messer Tom in den Rücken bohrte und dieser mit schmerzverzerrtem Gesicht zu Boden sank, hallte noch immer in seinem Kopf. Josh sah, wie der Mann nun auf ihn zukam, das Gesicht rot vor Wut und er rannte davon, seinen Bruder und einzigen Freund auf dem Boden zurück lassend.

Tom saß in einem schmutzigen, kleinen Gefängnisloch. Es stank nach Schimmel und Moder. Sein gesamter Körper schmerzte und er fühlte sich schwach und leblos. Das Blut rann aus seiner unverbundenen Wunde und er fühlte sich immer schwächer und schwächer. Auch Hunger hatte er, aber als Straßenkind hatte er gelernt seine Bedürfnisse zu unterdrücken. Draußen tobte ein fürchterliches Unwetter. Er konnte es durch ein kleines Gitterfenster sehen und hören. Seine Gedanken schwirrten verwirrend in seinem Kopf umher, gemischt von Bildern und wirren Träumen, die er nicht zuordnen konnte. Die Sorge um seinen jungen Bruder, der nun alleine draußen in der Welt war und von nun an ohne ihn auskommen musste, trieb ihm immer wieder die Tränen ins Gesicht. Er wollte noch nicht sterben.

Tom mochte gar nicht daran denken. Er hatte es schon zu oft gesehen: Auf dem Marktplatz, vor allen Leuten, wurden die Diebe hingerichtet. Es war ein schreckliches Bild. Es sollte den Dieben zur Abschreckung dienen, aber wie sollte es diesen Zweck erreichen? Verstand denn niemand, dass sie nicht freiwillig klauten? Verstand niemand, dass sie es nur taten, um zu überleben? Verstand niemand, dass man so vor die Wahl Hinrichtung oder Hungerstod gestellt wurde? Die Reichen dieser Welt bildeten sich ein klug zu sein, aber das waren sie nicht. Die Richter bildeten sich ein gerecht zu sein, aber das waren sie auch nicht. In dieser Welt stimmte gar nichts mehr.

Wie konnte es sein, dass sein Bruder und er auf der Straße lebten, gemeinsam mit Ratten in Gräben oder Kellern schliefen und hungerten? Wieso kümmerte es niemanden, dass sie keine Eltern mehr hatten, dass sie ihr ganzes Leben nur auf sich allein gestellt waren und dass sie täglich aufs Neue um ihr Überleben kämpften? Alle schauten über das Elend dieser Welt hinweg und waren nur auf ihren eigenen Gewinn bedacht. Niemanden interessierte es, wie viele Menschen täglich im Schmutz, wegen Krankheiten und Seuchen, aufgrund von Hunger und Durst, starben.

Tränen rollten dem Jungen über sein blut- und dreckverschmiertes Gesicht. Er weinte, weil er alleine war, weil alle ihn verlassen hatten und weil es das letzte Mal war, wo er weinen konnte, denn morgen war sein Hinrichtung.

Es war Morgen. Josh fühlte sich steif und unwohl. Er hatte die ganze Nacht in den nassen Klamotten auf dem harten Boden des Kellers verbracht. Sein Magen knurrte und immer noch tobten die Erinnerungen in ihm, gemischt mit der Hoffnung, seinen Bruder doch noch wieder zu finden.

Die Sonne kam heraus, und es versprach ein schöner Tag zu werden. Die Menschen spazierten glücklich durch die Straßen und sahen mit eingeübtem Blick über den schmutzigen Jungen hinweg, der sich einen Weg durch die Gassen bahnte.

Josh hatte eigentlich nicht vor gehabt erneut zum Marktplatz zu gehen, aber fast wie von selbst trugen ihn seine Beine dorthin. Er ließ sich einfach von der Menschenmenge mitreißen, die der Mitte des Platzes entgegen strömte. Bald erkannte er den Grund für diese Versammlung. Auf einem freien Platz zwischen den Marktständen war ein kleines, hölzernes Podest aufgerichtet, auf dem, wie Josh schaudernd feststellte, ein Galgen aufgestellt war. Eine Hinrichtung. Es war schon wieder ein Pechvogel festgenommen worden. Gerade wollte Josh sich abwenden, als er erkannte, wer da vorne stand: Tom! Sein Bruder!

Tränen schossen Josh aus den Augen. Er wollte schreien, wegrennen, doch er konnte sich nicht bewegen. Sein Blick hing an dem, was dort gerade vor sich ging. Tom stand da, den Kopf gesenkt, mit einer Schlinge um den Hals. Er blickte noch einmal hoch, sah sich um. Die Blicke der beiden Jungen trafen sich ein letztes Mal. Dann drückte der Henker den Hebel, der Boden unter Toms Füßen gab nach und er blieb baumelnd hängen.

Endlich schaffte Josh es sich loszureißen und davon zu stürmen. Er rannte. Ganz egal wohin. Nur weg. Weg vom Marktplatz. Weg von all den gaffenden Leuten, die sich gerne dieses Schauspiel anschauten, als wäre es kein Mensch wie sie, der dort erhängt wurde.

Er rannte, bis er nicht mehr konnte, bis seine Lunge brannte und seine Beine nachgaben. Dann brach er zusammen und blieb schluchzend auf dem Boden liegen.

Was war das für eine Welt? Die Menschen zwangen einen dazu, ein Dieb zu sein, weil sie einem keine anderen Möglichkeiten ließen, und dann töteten sie einen. Josh hasste diese Welt. Er würde sie sein Leben lang hassen. Sein Leben lang, bis zu seinem Tod. Vor all den Menschen auf dem Marktplatz, oder allein irgendwo in einem Straßengraben, krank, verhungert, erfroren.

Fliegen sollte leicht sein – Julia Kraft und Jördis Iwanoff

Ich sah ihm nach, wie er sich mit kräftigen Flügelschlägen immer höher in die Weiten des Himmels stieß. Langsam wurde er kleiner, bis ich ihn schließlich nur noch als kleinen Punkt am Horizont ausmachen konnte. Auch wenn ich ihn nicht mehr sehen konnte, war ich mir doch sicher, dass ich ihn nie würde vergessen können.

SIE

Es war dunkel. Sehr dunkel und still. Ihre Knochen fühlten sich seltsam schwer an und nur mit großer Anstrengung gelang es ihr die Augen zu öffnen. Sie sah sich um. Sie befand sich in einem kleinen, kahl eingerichteten Raum mit weißen Wänden, zwei Stühlen und einem kleinen Tisch am Fenster. Auf dem einen Stuhl sah sie ihn sitzen. Er blickte durch das Fenster hinunter auf eine große Wiese. Als sie sich räusperte, drehte er sich um und kam mit einem Lächeln auf sie zu. Langsam ließ er sich neben sie auf das Bett gleiten. „Wie geht’s dir?“ Eine ganz normale Frage, auf die er eine ganz normale Antwort erwarten konnte. Doch sie merkte, dass irgendetwas nicht stimmte. In seiner Frage schwang große Besorgnis mit. Nur warum? Irgendetwas stimmte hier nicht. „Was...was ist hier los? Was ist mit mir passiert?“ Abrupt richtete sie sich auf, nur um gleich darauf wieder zurück in das harte Kissen zu sinken. Mit unruhigem Blick legte er ihr die Hand auf den Arm und versuchte sie zu beruhigen. Sie schüttelte ihn ab. Als er gerade den Mund aufmachen wollte um etwas zu sagen, wurde die Tür aufgerissen und ihre Mutter stürmte herein. Sie redete ohne Luft zu holen auf sie ein und hielt auch dann noch nicht den Mund, als ihre Tochter das Bett verließ, langsam zur Tür ging und auf den langen Gang trat. Sie blickte sich um, erkannte aber nichts Vertrautes. Sie ging zu einem der Ärzte und fragte ihn nach Informationen. Er wollte ihren Namen wissen, damit er in seiner Patientenakte nachschauen konnte. „Oh...ja die Notfallpatientin...steht schon auf der Warteliste“, murmelte er vor sich hin, während er ein paar Zettel überflog. Dann gab er ihr eine Antwort. „Du befindest dich in der Uniklinik Mainz. Vor etwa einer Stunde hat dich ein junger Mann hierher gebracht. Wie uns deine Mutter erzählte, die ebenfalls eine halbe Stunde später erschien, hast du schon sehr lange Schwierigkeiten mit deinen Nieren. Daher auch der Zusammenbruch, von dem uns dein Begleiter erzählte. Nierenversagen. Wir haben ein paar Tests durchgeführt und mussten leider zu dem Ergebnis kommen, dass es sich dieses Mal um etwas Ernstes handelt und dass du nur mit einer neuen Niere wirst weiterleben können. Im Moment stehst du auf Platz 14 unserer Warteliste.“ All das sagte er in einem schrecklich monotonen Tonfall, von dem ihr übel wurde. Sie brachte noch mühsam ein „Danke“ heraus, drehte sich um und lief so schnell sie konnte in die entgegengesetzte Richtung. Das heißt, sie wollte laufen, doch sie prallte nur gegen jemanden, der einen roten Sweatshirt Pulli trug und verdammt gut roch. Sie kannte diesen Duft, sie würde ihn immer erkennen. Langsam schlossen sich seine Arme um sie und hielten sie fest, bis ihre Tränen versiegtten.

Die warme Decke um sich geschlungen hörte sie Musik und versuchte, nicht schon wieder anzufangen zu weinen. Nachdem sie wieder normal denken konnte, war sie mit ihrer Mutter zurück nach Hause gefahren und hatte sich sofort in ihrem Bett verschanzt und die Musik auf volle Lautstärke gedreht. Er war in Mainz geblieben, da seine Mutter am nächsten Tag Gäste erwartete und seine Hilfe brauchte. Immer wieder versuchte sie sich daran zu erinnern, was nach ihrem Sturz geschehen war, aber es blieb dunkel in ihrem Gedächtnis. Dafür konnte sie sich umso besser an die Dinge erinnern, die davor geschehen waren. Nachdem er sie vom Bahnhof abgeholt hatte, gingen sie in den Park. Er hatte alles vorbereitet. Ein richtiges kleines Picknick. Wie immer hatten sie jede Menge Spaß, doch als sie einander lachend durch den Park jagten, gaben ihre Beine plötzlich unter ihr nach und alles wurde schwarz. Das Nächste, an das sie sich erinnerte, war das Krankenhaus. Unruhig wälzte sie sich hin und her, versuchte zu schlafen, doch obwohl sie tiefe Müdigkeit verspürte, hatte sie keinen Zugang zu der Welt der Träume. Es klopfte und ihre Mutter steckte den Kopf durch die Tür. „Ich habe dir einen Kakao gemacht. Brauchst du sonst noch etwas?“ Langsam schüttelte sie den Kopf, richtete sich auf und nahm dankend den dampfenden Becher entgegen. Ihre Mutter verließ das Zimmer, um ihre kleinen Geschwister im Nebenraum zu bändigen, während sie ihre heiße Schokolade trank und sich fragte, wie es jetzt weitergehen würde. Ihre Mutter hatte noch lange mit der Mainzer Klinik telefoniert, doch auch sie konnten nichts für sie tun. Die Warteliste gälte für den gesamten Rhein-Main-Kreis und sie könne sich glücklich schätzen so weit oben zu stehen, war das Einzige, was sie dazu sagten. Also hieß es abwarten und hoffen, dass sie solange durchhalten würde, bis ihr eine andere Niere zu Verfügung stand. Doch selbst die Ärzte hatten gesagt, dass eine äußerst geringe Überlebenschance bestand, es sei denn sie bekäme eine Niere, die extra für sie gespendet werden würde. Naja, wer wollte schon freiwillig sein Leben aufs Spiel setzen, nur um sie zu retten? Sicher, 98 % der Operationen verliefen reibungslos, aber was war mit dem Rest? Erschöpft stellte sie ihre leere Tasse auf ihre Fensterbank und verkroch sich wieder tiefer unter ihrer warmen Decke. Nach einer Weile wurden ihre Lieder schwer und langsam fiel sie in einen unruhigen Schlaf.

ER

Der Bus hielt, seine Türen öffneten sich geräuschvoll. Mit schweren Schritten stieg er ein und ließ sich auf einen freien Platz am Fenster fallen. Er blickte hinaus und sah wie die Straßen an ihm vorbei flogen ohne, dass er irgendetwas wirklich wahrnahm. Er sah immer nur sie, wie sie vor ihm auf der Wiese lag. So blass, als wäre sie bereits nicht mehr am Leben. Schneller als gewollt wurde ihm bewusst, dass sie das auch bald nicht mehr sein würde, wenn er nicht schleunigst etwas unternahm. Als der Bus an einer Ampel hielt, kam ihm plötzlich eine Idee. Der Arzt hatte gesagt, ihre Überlebenschancen standen gering, es sei denn, jemand würde freiwillig eine Niere für sie spenden. Und dieser jemand war er! Es gab keinen Grund zur Sorge, immerhin bestand kein großes Risiko, dass die Operation schief gehen würde. Die Idee war genial. Auf seinem Gesicht breitete sich ein Lächeln aus und er fasste einen Entschluss.

„Und Sie sind sich auch wirklich sicher?“ Der Arzt hatte Angst, dass er einen Rückzug antrat, aber da hatte er sich geirrt. Ohne einen Moment des Zögerns, antwortete er: „Aber sicher. Vielen Dank für Ihre Mühe. Ich werde mich gleich morgen wieder bei Ihnen melden.“ Kurz nachdem er das Gebäude verlassen hatte, holte er sein Handy hervor und tippte die Nummer ein. Sie nahm sofort ab und er sah sie vor sich, wie sie mit ihren Freundinnen durch die Stadt schlenderte und versuchte ihre trüben Gedanken zu vertreiben. Ihre Schultasche hatte sie sich über die Schultergehängt, in der einen Hand hielt sie diverse Tüten – höchstwahrscheinlich aus einem Schuhladen – und in der andern ihr Handy. Woher er das alles wusste? Er wusste es nicht, aber er kannte sie schon lange genug, um es sich den ken zu können. Sie hatte noch nie viel Trübsal geblasen und war auch immer diejenige gewesen, die ihren Freunden ein Lächeln schenkte, wenn diese lieber weinen würden. Wenn sie sich selbst ein Lächeln aufs Gesicht zaubern wollte, brauchte es nur ein paar schöne Schuhe oder irgendetwas dergleichen, was Mädchen noch so mögen. Sein Verdacht bestätigte sich einige Sekunden später, als sie ihm aufgeregt von ihrem neuen Paar Schuhe erzählte. Auch er fing an zu lächeln, da er sich freute, dass es ihr trotz der schlechten Neuigkeiten gut ging. Er legte wieder auf, ohne sie in seine Pläne eingeweiht zu haben. Das war nicht der richtige Zeitpunkt, das spürte er. Doch würde es überhaupt einen richtigen Zeitpunkt geben?

SIE

Sie klingelte. Immer wieder, aber niemand machte auf. Schließlich setzte sie sich auf die kalten Steinstufen vor ihrem Haus und wartete. Als niemand kam, nahm sie ihr Handy aus ihrer Tasche und prüfte ob das Geld noch für einen Anruf oder eine SMS reichen würde. Fehlansage. Nichts zu machen. Also stellte sie ihre Taschen in die Garage, holte ihren iPod aus der Tasche und ging los. Gegen einen nachmittäglichen Spaziergang bei Sonnenschein war nichts einzuwenden. Sie liebte es, wenn der Herbst den Sommer ablöste, die Blätter in allen erdenklichen Farben schimmerten und es immer noch angenehm warm war. Doch es gab einen Haken an einem Spaziergang allein. Sie würde Zeit zum Nachdenken haben. Den ganzen Tag über hatte sie es erfolgreich vermieden, an den Vorfall vom Wochenende zu denken, und auch ihren Freundinnen hatte sie nichts erzählt, doch lange würde sie das nicht mehr durchhalten. Die Straße, auf der sie ging machte einen scharfen Bogen, doch sie ging weiter geradeaus, so dass sie nach 10 Minuten den Wald erreicht hatte. Dort bestaunte sie die großen Bäume und fragte sich, wie es wohl wäre, auf einem dieser Ungetüme zu sitzen und über die ganze Stadt zu blicken. Womöglich hatte sie nie wieder eine Chance es aus zu probieren. Mit einer zügigen Geschwindigkeit zog sie sich an einem der Bäume hoch, bis sie einen sicheren Ast erreichte, auf dem sie Platz nahm. Der Anblick, der sich ihr bot, war atemberaubend. Sie befand sich knapp unter der Krone des Baumes und konnte über dem Wald den Park und einen großen Teil der Stadt blicken. Sie schoss ein Foto und schickte es ihm, damit er in Gedanken bei ihr sein konnte, was er wahrscheinlich sowieso war. Anstelle einer Antwort, kam ein Anruf. Fast sofort sprudelten die Worte aus ihr heraus. Sie wollte ihm erzählen, was sie sich getraut hatte, was sie geschafft hatte, ohne dass ihr etwas passiert war. Doch er ließ kaum zu Wort kommen. Mit scharfer Stimme befahl er ihr, sofort zurück zu klettern. Als sie wieder festen Boden unter den Füßen hatte, schaltete sie den Lautsprecher

aus und schnauzte ihn an. Abermals ließ er sie nicht weit kommen. Mit gefasster Stimme versprach er ihr, dass sie sehr bald zusammen alle Bäume dieser Welt erklimmen würden, wenn sie erst eine neue Niere hätte. Nun verstand sie gar nichts mehr. Er wusste doch genauso gut wie sie, dass das nicht der Fall sein würde. Als sie ihm das mitteilte, meinte er nur: „Sei dir da mal nicht so sicher.“

ER

Er legte auf und war sich durchaus bewusst, dass sie vorerst keinen blassen Schimmer haben würde, warum er solches Zeug von sich gab. Trotzdem hatte er beschlossen, dass es besser war, wenn sie im Unwissen blieb. Niemals würde sie seiner Entscheidung zustimmen, das wusste er nur zu gut. Sie rief ihn noch ein paar Mal an, aber er drückte sie jedes Mal weg. Wichtig war einzig und allein, dass sie sich nicht noch mal in so eine Gefahr begab. Sicher, er konnte sie verstehen. Sie dachte, sie würde nicht mehr lange leben, und auf ein paar Tage mehr oder weniger kam es auch nicht an, aber das sah sie falsch. Es sollte schon diesen Freitag geschehen. Je früher desto besser hatte der Arzt gesagt. Bis dahin musste er darauf achten, dass sie keine Dummheiten machte.

SIE

Der Anruf kam, als sie gerade mit einem Handtuchturban auf dem Kopf zur Badezimmertür heraus marschierte. Ihre Mutter kreischte erfreut auf, was ihre Geschwister dazu veranlasste einen Wettbewerb zu machen, wer am lautestem schreien konnte. Gerade als sie nachsehen wollte, wer der Anrufer war, der ihre Mutter hatte aufschreien lassen, rannte diese bereits die Treppe hoch, stolperte über die letzte Stufe und fiel ihr in die Arme. Nachdem sie sich wieder aufgerappelt hatte, sagte sie zu ihr: „Mein Schatz, du wirst weiterleben, jemand spendet die eine neue Niere.“ Zuerst wollte sie lachen, da sie dachte ihre Mutter hätte einen Scherz gemacht. Einen sehr schlechten Scherz. Doch dann sah sie den Ausdruck auf dem Gesicht ihres Gegenübers und ließ es bleiben. „Und wer soll dieser jemand sein?“, fragte sie stattdessen. Ihre Mutter schüttelte nur den Kopf. „Er möchte anonym bleiben bis die Operation vorüber ist.“ Damit hatte sie jetzt nicht gerechnet. Nachdem sie von ihrer Mutter erfahren hatte, dass die Operation bereits am Morgen darauf stattfinden sollte, schnappte sie sich das Telefon und rannte in ihr Zimmer. Nach dem dritten Klingeln ging er dran. Sie erzählte ihm aufgeregt, was passiert war. Aber leider stellte sich heraus, dass er nicht dabei sein konnte, da er eine Mathearbeit schreiben würde. Als sie ihm anbot die Operation zu verschieben, lehnte er entschieden ab und versprach direkt nach der Arbeit zu kommen. Von einem Moment auf den anderen sagte er etwas, mit dem sie nie gerechnet hätte. „Du bist unglaublich.“ Verdutzt fragte sie: „Warum?“ Und er gab zur Antwort: „Weil du mich glücklich machst.“ Das haute sie um. Schließlich gab sie das Kompliment zurück, er wünschte ihr viel Glück für die Operation und sie verabschiedeten sich.

Sie hatte Angst vor Spinnen, vor den Alpträumen, die sie häufig heimsuchten und vor den Problemen in ihrer Familie. Aber diese Ängste waren nichts gegen die Angst, die sie in dem Moment ausstand als sie in den Operationssaal gefahren wurde. Man hatte ihr kurz vorher eine Spritze gegeben, doch sie hatte noch nicht angefangen zu wirken. Sie fühlte nichts als

die bloße Angst, die ihr bis in die Fußspitzen kroch. Die beiden Ärzte, die sie bis jetzt begleitet hatten, blieben stehen und redeten mit ihr. Doch sie konnte nichts verstehen. Kurz darauf wurde ihr auch ihre Sicht genommen und sie versank in vollkommener Dunkelheit und tiefer Stille.

ER

Im Operationssaal war es steril und kalt. Er wurde auf einer fahrbaren Liege herein gebracht und langsam schien auch die Spritze zu wirken, die sie ihm vor einer halben Stunde gegeben hatten. Müdigkeit breitete sich aus und legte sich in jede Faser seines Körpers. Kurz darauf war er eingeschlafen.

SIE

Langsam schlug sie die Augen auf und sah sich um. Sie befand sich in einem kleinen, kahl eingerichteten Raum mit weißen Wänden, zwei Stühlen und einem kleinen Tisch am Fenster. Auf dem einen Stuhl sah sie ihre Mutter sitzen. Sie blickte durch das Fenster hinunter auf eine große Wiese. Als sie sich räusperte, drehte sie sich um und kam mit einem Lächeln auf ihre Tochter zu. Langsam ließ sie sich neben sie auf das Bett gleiten. „Wie geht's dir?“ Ihr ging es erstaunlicherweise ziemlich gut, doch es gab eine Sache, um die sie sich viel mehr Sorgen machte. Ein Blick auf die Uhr an der Wand hatte ihr verraten, dass er schon längst hier sein müsste. Sie antwortete ihrer Mutter mit einer Gegenfrage: „Wo ist er?“ Anscheinend hatte ihre Mutter sie falsch verstanden, denn als sie ihr beim Aufstehen geholfen hatte, brachte sie sie in ein Zimmer auf der gegenüberliegenden Seite des Krankenhausganges. Mit einem Mal wurde ihr klar, dass ihre Mutter sehr wohl wusste, wen sie gemeint hatte. Er lag auf einem der Krankenhausbetten und schien zu schlafen. Sie ging näher heran und nahm seine Hand. Sie erschrak, als sie die Kälte spürte, die sie plötzlich durchfuhr. Es war die Kälte, die von seiner Hand ausging. Sie lag kalt und leblos in der ihren. „Was ist passiert?“ Sie erkannte ihre eigene Stimme nicht wieder und auch ihre Beine zitterten als sie sich zu ihrer Mutter umdrehte und sie fragend ansah. „Er war der anonyme Spender, dem du dein Leben zu verdanken hast.“ Schlagartig verstand sie. Die Tränen brachen so unerwartet aus ihr heraus, dass sie sich kaum noch auf den Beinen halten konnte. Sie legte sich neben ihn auf das Bett und umklammerte seinen kalten Körper so fest sie konnte.

Ich stand vor Lucas Grab. Ich hatte es noch immer nicht wirklich realisiert, dass ich ohne ihn würde weiterleben müssen, wo ich doch ihm mein Leben verdankte. Ich stand hier, ich lebte, während mein bester Freund tot war. Er würde nie wieder mit mir reden, würde mich nie wieder in den Arm nehmen können. Ich hätte gern irgendwas gesagt, dass wenigstens annähernd ausreichend wäre, um die Tatsache zu würdigen, dass er für mich gestorben war. Doch ich brachte nichts anderes heraus als: „Lucas, ich liebe dich.“ Genau in diesem Moment fingen die Glocken der Kirche an zu läuten.

Ich entdeckte den Vogel, als ich mich ein wenig von der Gruppe entfernte. Er kreiste über uns. Langsam flog er tiefer und ließ sich dann auf meinem Arm nieder. Mir stockte der Atem,

als ich in seine Augen sah. Kein Zweifel, es waren die Augen von Lucas. Traurig sah ich ihn an, doch schließlich bereitete sich ein Lächeln auf meinem Gesicht aus. Genau das war es, was er gewollt hatte. Frei sein. Fliegen können. Die ganze Welt sehen. Ich hoffte, dass es ihm gut ging, dort, wo er jetzt war. Mit den Worten: „Ich werde dich nie vergessen“, streckte ich meinen Arm aus und ließ ihn fliegen.

Liebe mit Folgen - Margarita Mailian

Von außen sieht sie aus wie eine ganz normale und glückliche Familie mit türkischen Wurzeln. Jedoch nur von außen. Die Rede ist von der vier-vierköpfigen Familie Yildiz. Mitglieder sind die beiden Elternteile Vater Can, 44 Jahre alt und Mutter Esra, 39 Jahre alt. Außerdem noch deren gemeinsame Töchter, die 14-Jährige Betül und die 17-Jährige Cansu. Sie leben streng nach dem Koran und ihrer türkischen Kultur und für sie stehen Glauben und die Familienehre an erster Stelle. Deshalb wird bei ihnen auch regelmäßig gebetet und der Gang in die Moschee ist ein Muss. Can ist sehr stolz auf seine Familie und auf seine Töchter, vor allem auf Cansu. Die 17-Jährige Gymnasiastin ist gut in der Schule, gibt keine Widerworte, geht nicht oft mit Freundinnen weg, ist so gut wie immer vor 19 Uhr zu Hause und das wichtigste ist das sie keinen Kontakt mit irgendwelchen Jungs hat. Sie ist eine nahezu perfekte Tochter bis sie eines Tages einen fatalen Fehler macht. Sie lernte einen Jungen aus ihrer Parallelklasse kennen, Lukas. Er hatte schon länger ein Auge auf sie geworfen und sprach sie eines Tages an. Sie gingen am selben Tag noch zusammen in ein Café. Ihren Eltern sagte sie, dass sie zu einer Klassenkameradin geht um ein Referat zu machen. Sie verstanden sich von Anfang an blendend und tauschten am Ende ihre Handynummern aus. Sie wollten sich wieder sehen und beschlossen zwei Tage später, am Donnerstag, um 15:00 Uhr zusammen ins Kino zu gehen. Als es dann endlich soweit war, log sie erneut ihre Eltern an und sagte dass sie auf den Geburtstag ihrer Freundin geht. Sie war total aufgeregt und konnte das Treffen kaum abwarten. Sie machte sich schnell fertig und ging ins Kino. Während dem Film kamen sie sich immer und immer näher, bis sie sich plötzlich küssten. Sie spürte ein Kribbeln im Bauch, es war eigenartig, so etwas hatte sie bisher noch nie für einen Jungen empfunden. Als der Film zu Ende war gingen beide Händchen haltend und glücklich zur Bushaltestelle. Sie hatte nicht gemerkt dass ihr Onkel Murat die beiden zusammen gesehen hat. Dann, als sie eine halbe Stunde später nichts ahnend zu Hause ankam waren ihre Eltern und vor allem ihr Vater außer sich vor Wut. „Was haben wir nur falsch gemacht? Wofür werden wir so hart bestraft?“, die Mutter machte sich große Vorwürfe. „Was sagst du da Mama? Hör auf zu weinen, bitte. Was ist denn überhaupt passiert? , Was ist los mit euch?“, Cansu verstand die Welt nicht mehr. Der Tag war doch so schön, naja bis zu diesem Zeitpunkt. „Onkel Murat hat dich heute mit einem Jungen gesehen und hat es allen erzählt.“, sagte Betül mit leiser und trauriger Stimme. Cansu war total geschockt. „Du bist eine Schande für unsere ganze Familie und unser Land, wie heißt er, warte ab was ich mit ihm machen werde! Ist er deutscher? Wenn ich gewusst hätte, dass ich so eine Tochter wie dich bekommen würde hätte ich niemals geheiratet. Für mich bist du ab heute gestorben!“, sagte ihr Vater voller Wut. Sie fing an zu weinen, sie hatte ihren Vater noch nie so erlebt. Sie fühlte sich wie ein Häufchen Elend. „Geh in dein Zimmer. Ich will dich nicht mehr sehen!“ fuhr ihr Vater fort. Sie ging weinend und ohne etwas zu sagen in ihr

Zimmer. Als sie am nächsten Morgen Lukas in der Schule sah, ging sie schnell weg. Er rannte schnell zu ihr und fragte sie was los sei. Sie ging weiter. Das einzige was sie sagte war, dass es ihr leid tut und sie das nicht mehr machen kann, sie ließ ihn alleine stehen und ging weiter. Als sie dann mit der Hoffnung, dass alles wenigstens wieder etwas ruhiger zuhause sei nach Hause kommt, schickte Can sie wieder direkt in ihr Zimmer, „So, Handy her. Deinen Laptop brauchst du gar nicht zu suchen, der ist schon bei mir und jetzt geh in dein Zimmer.“. Das tat sie auch und fing dort wieder an zu weinen. Zwei Wochen ging das ganze Theater so weiter, bis sie keine Lust mehr hatte. So wollte sie nicht mehr weiter leben. Sie wollte etwas ändern. Deshalb fragte sie Lukas am darauf folgenden Tag, als sie ihn in der Schule sieht, ob sie mit ihm reden kann. Cansu erzählte ihm alles und sie hatte Glück, denn Lukas hatte Verständnis für sie, „Egal was ist oder kommen wird, ich liebe dich und habe dich immer geliebt. Wir können das zusammen schaffen, Schatz. Warum reden wir denn nicht einfach mit deinen Eltern?“.

Cansu: „Nein auf keinem Fall, vertrau mir, das geht nicht.“. Sie beschlossen, dass sie erst einmal bei Lukas einziehen wird. Er fragte seine Eltern und sie waren damit einverstanden, schließlich wohnen sie in einem großen Haus. Sie verabschiedeten sich voneinander, sie ging nach Hause und packte ihre Sachen. Am nächsten Tag war ihr Vater als Taxifahrer arbeiten, Betül war in ihrem Zimmer und Mutter

Esra war einkaufen. Das war die perfekte Gelegenheit um zu Lukas zu gehen. Sie wusste wo Can ihr Handy versteckt hatte und nahm es. Dann nahm sie ihre Sachen und ging schnell und ohne das Betül es merkte zur Bushaltestelle. Davor verfasste sie aber noch einen Brief an ihre kleine Schwester, da sie sich beide nun fürs erste nicht mehr sehen können. Sie schrieb, dass Betül auf sich aufpassen soll und sie sich keine Sorgen um sie machen soll. Von der Bushaltestelle aus rief sie Lukas an und sagte ihm Bescheid. Dort angekommen fühlte sie sich von Anfang an wohl und sicher, ein schlechtes Gewissen hatte sie nicht. Im Gegenteil sie war sehr dankbar und glücklich. Ihre Eltern merkten gleich, dass sie weg war. Sie hatte ja schließlich ihre ganze Kleidung mitgenommen. Sie wussten jedoch nicht was sie tun sollen und Esra machte sich erneut Vorwürfe während Can wieder wütend wurde. Drei Tage später als Can arbeitete und auf einen Kunden wartet, sah er Cansu und Lukas Hand in Hand in einer eher reichen Wohngegend mit vielen aneinander gereihten, großen Häusern. Sie waren auf dem Weg zu Lukas. Nun kannte Can den Aufenthaltsort seiner Tochter. Am nächsten Morgen stieg er mit einem Messer in der Hand in sein Auto. Er parkte vor dem Haus von Lukas und wartete so lange, bis die beiden raus kamen. Er musste nicht lange auf sie warten. Er verfolgte sie und hielt an einer kleinen Straße neben ihnen an und stieg mit dem Messer in seiner Jackentasche aus. Er fing an mit ihnen zu diskutieren, „Ihr solltet euch beide schämen, denkst du nicht an die Familienehre Cansu? So habe ich dich nicht erzogen!“. Lukas stellte sich beschützend vor sie. Es endete alles in einem Streit. Dann zückte Can sein Messer aus seiner Jackentasche und ging zu erst auf Lukas los, „Das ist

dafür, was du mir und meiner Familie angetan hast!“. Cansu war geschockt und musste alles mit ansehen, so etwas hätte sie ihrem Vater niemals zugetraut. Als Lukas dann leblos auf dem Boden lag, kniete sich Cansu weinend vor ihn nieder und hielt seine Hand. Dann ging Can auf sie los und stach solange auf seine Tochter ein bis auch sie tot war. Als er sein Ziel erreicht hatte, sah er wie jemand telefonierend am Fenster stand und alles fassungslos beobachtete, er brachte sich schließlich selbst um und lag neben seiner Tochter auf dem Bürgersteig. Cansu hielt immer noch die Hand von Lukas fest. Als die Polizei und die Notärzte ankommen, war es zu spät. Can lag mit dem Messer in der Hand, jedoch leblos auf dem Boden. Mutter Esra ist jetzt allein erziehende Mutter und leidet an Depressionen.

Was hat es Vater Can gebracht? Er hat die Familie von Lukas und auch seine eigene kaputt gemacht. Nur weil sich seine Tochter verliebte? Er wollte seine Familienehre beschützen und hat dabei das Leben vieler unschuldiger Menschen zerstört. Als Vater hätte er es akzeptieren müssen dass sich seine Tochter verliebt hat oder dem jungen und glücklichen Paar zumindest eine Chance geben müssen. Denn eins ist klar, man kann sich nicht aussuchen wann oder in wen man sich verliebt.

Aus dem Leben von – wem eigentlich?*

Ina Makiya Nur

* orientiert an wahren Begebenheiten

Seit ich mich erinnern kann ist mir meine Band das Wichtigste im Leben. Das mag vielleicht daran liegen, dass ich ein schlechtes Gedächtnis habe. Oder daran, dass ich bereits mit zarten zwölf Jahren eingestiegen war. Oder, meine letzte Theorie, dass mein Leben ansonsten ein ödes Loch ist. Ich beobachtete, wie meine in abgelatschte schwarze Lederschuhe gehüllten Füße den Weg in eine graue Garage in einem ebenfalls grauen Hinterhof meisterten, auf dem bereits David wartete. Wie immer war der schmale ruhige Bassist der einzige, der pünktlich kam. Ich setzte mich wortlos neben ihn auf eine Mülltonne. Er nickte mir kurz zu und vertiefte sich dann wieder in die Lektüre seines Buches. Er hatte aufgegeben, sich über Verspätungen zu beschweren und schien froh dass außer ihm überhaupt noch jemand zur Probe kam. Doch er hatte Glück, und bald darauf hörte man in der Ferne das Rattern von Nathaniels Skateboard, begleitet vom Rasseln der Leine seines Dackels Iggy, der immerzu bellte. Es sah waghalsig aus, wie der langhaarige Sänger mitsamt Gitarre, Rucksack und unserem Maskottchen an der Leine um die Ecke in den Hof kurvte. "Tach, Meloney!", rief da auch schon Pat, der Schlagzeuger und betrat ebenfalls die Bildfläche. "Wenn schon Mister McMellingtonMeloney, bitte..." nusichelte Nathaniel. Keiner verstand, warum er Wert auf den Namen seines schottischen Vaters legte, den er nicht einmal kannte. "Hach, ist doch egal.", gab Pat nicht weniger überschwänglich zurück, "Hauptsache du hast nicht schon wieder den Schlüssel vergessen."

Hatte er nicht. Glücklicherweise, denn in den letzten Wochen pflegte er, wenn überhaupt, betrunken und ohne Schlüssel oder Instrument aufzutauchen. So schlenderten wir in trauter Viersamkeit in die Garage hinein, die unseren Probenraum darstellte. "Saya... Hör dir das mal an...", murmelte Meloney und spielte mir eine relativ geschrammelte Akkordfolge vor. "Ich stell mir das so vor", erzählte er und begann zu singen. Nach einigen Zeile brach er ab und sah mich erwartungsvoll an. Was er da mal wieder brachte war völlig unfertig, schien aus dem Zusammenhang gerissen und seine Stimme brach und überschlug sich, scheinbar ohne sein Zutun. "Meloneylein...", versuchte ich ihm beizubringen, "Was soll denn das sein? Wo ist die Melodie? Wo ist der Rhythmus, das Leben in deinen Liedern? Und du hast so eine schöne Stimme..." Weiter kam ich nicht, denn daraufhin war er bereits auf mich gestürzt und warf mich neben dem Schlagzeug auf den Boden. Pat und David, die derartiges schon kannten, versuchten gar nicht, etwas zu unternehmen, auch nicht, als er auf mich einschlug und mich beschimpfte, ich würde ihn nicht schätzen und immer alles besser wissen wollen. Kaum hatte ich ihn nach einigen Ausweichmanövern vor den spitzen Nieten seines Lederarmbandes abgeschüttelt, lag er auch schon weinend in meinen Armen. Auch das

waren die beiden anderen schon gewohnt und machten sich weiter nichts daraus. "Ich bin so fertig", stöhnte er. "Ich habe kaum geschlafen, ich lag die ganze Nacht wach..."

"Meloney, warum tust du dir das an? Nicht nur dir, auch uns tust du weh. Ich kann das nicht länger mit ansehen."

"Der Schmerz, die Pein, es gehört zum Leben. Es hat alles seinen Reiz, es gibt mir das Gefühl lebendig zu sein. Das ständige hoch steigen und tief fallen, mit jedem Mal ein bisschen tiefer aber man kommt nie an den Boden. Selbst wenn man denkt, man hätte ihn berührt, flutsch, bist du auch schon durch und merkst, es geht doch noch tiefer. Was glaubst du, warum so viele beim ersten Mal schon hoffnungslos verloren sind? Weil sie es wollen. Weil sie genau dahin wollen. Entweder von sich aus, oder durch die anderen. Ein Drogen, eine Sucht verändert dich, sie ergreift die Macht in deinem Kopf und steuert dein Verhalten. Du denkst ständig daran, die nächste Dosis aufzutreiben, klar, aber auch wenn mit der Zeit eine gewisse Toleranz eintritt, du bist doch high. Und du bleibst es. Du kannst dich ändern, wie du willst, Mit jeder Pille, jeder Pfeife ein neues ich. Das hat etwas bitter-süßes. Das ist das Schöne."

"Was ist daran schön? Das klingt furchtbar. Du verlierst dich selbst. Es ist einfach, tief zu fallen, aber ist es nicht viel besser, sich nach oben zu kämpfen und die Aussicht zu genießen?". Ein schräges lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus. Es hatte etwas groteskes, das mir unwillkürlich einen kalten Schauer über den Rücken laufen ließ.

"Das siehst du so. Man versteht es nicht, wenn man nicht gezielt darüber nachdenkt. Aber findest du nicht auch, der verstaubte Keller im Haus deiner Großeltern, der Nervenkitzel wenn im Dunkeln eine Maus vorbei huscht und sich unser Kopf die wildesten Monster ausdenkt, wenn man eine Spinne über ihr vom letzten Rest fahlen Lichtes erhelltes Netz schleichen sieht und sich derweil nur ausmalen kann, wie viele Artgenossen sich noch im Raum befinden und auf dir herumkrabbeln könnten, findest du nicht, das alles hat mehr Reiz, als am hellen Licht des Tages an der Spitze des Turmes zu sein und dabei friedlich und bieder das Leben von oben zu betrachten? Alles zu sehen, das man sowieso schon kennt und im Übrigen schon von Kindesbeinen an interessiert erkundet hat?"

Ich stutzte kurz. Ich hatte nichts Überlegtes oder gar Gewolltes in seinem Verhalten erkennen können, seit er derart auf Abwege gekommen war. Während ich noch darüber nachdachte, fuhr er fort: „Der Körper eines Junkies ist sein Freund. Oder vielleicht doch eher sein Haustier? Oder vielleicht seine Spielkonsole? Er schmeißt Drogen ein, aufputschende, beruhigende, bewusstseinsweiternde... Und dann schaut er zu, wie sich all das in seinem Körper einen Kampf liefert. Er genießt das, es ist Entertainment auf höchster Ebene."

"Ich verstehe das nicht. Was du mir darbietest, ist eine Perversion des Glückes. Jeder gesunde Menschenverstand begreift, dass Leid zum Leben gehört. Aber das ist doch noch lange kein Grund, es darauf zu beschränken!"

"Das siehst du so. Und das ist vielleicht auch gut so. Denn wenn du einmal meinen Standpunkt verstanden hast, ist es nicht mehr weit, bis du ankommst, wo ich bin. Wir werden als der letzte Dreck angesehen."

Wir. Er meinte natürlich damit ihn und die anderen, aber ein Unterton seiner Stimme deutete darauf hin, dass er uns alle meinte. Auch mich. Ich verstand die Welt nicht mehr.

Ich blickte mich kurz zu Patrick und David um, die ihre Instrumente angesichts der Situation schon wieder einpackten.

Er grinste mich erneut schräg an, steckte sein Skateboard unter seinen Arm und zerrte Iggy an seiner Leine hinter ihm zur Tür hinaus. Ich ahnte ja nicht, dass ich ihn nie wieder sehen würde.

Ich ratterte so in der Fußgängerzone vor mich hin, Iggy in vollem Dackelgalopp hinter mir her, als ich beschloss bei meinem Cousin Nadar vorbeizuschauen, der in der Nähe sein bescheidenes ein-Zimmer-Heim eingerichtet hatte. Ein paar seiner Kumpels waren in seiner Wohnung und verteilten Raumschmuck seltsamen Geschmacks. Heute Abend, so erzählte er, solle hier eine Party steigen, wenn ich wolle, könne ich ja auch vorbeikommen. Sie haben gerade schon eine Bowle angesetzt. Er deutete auf ein Aquarium in der hinteren Ecke des Raumes, das mit einer relativ giftig aussehenden Brühe gefüllt war. "Hat ordentlich PS" raunte er mir zu und grinste dabei "Wir haben noch einen magischen Zusatz reingemischt. Willst du mal probieren?" Ich versicherte ihm, zu seiner Party zu kommen und ließ mir von einem seiner stiernackigen Freunde ein Glas der rötlich-braunen Bowle reichen. Sie schmeckte furchtbar. Scheinbar hatten sie alles zusammengeschüttet, das der Getränkeschrank so hergab um der geheimnisvollen magischen Zutat ein Medium zu verleihen. Ich schüttete das Gesöff hinunter, immerhin erwartete ich mir viel von der Wirkung. Nadar war nun wirklich nicht für einen leeren Giftschrank bekannt, und erst recht nicht dafür, anderen schlechte Trips anzubieten. Ich verabschiedete mich von ihm und ging ebenso schnell wie ich gekommen war. Ich ahnte ja nicht, dass ich ihn nie wieder sehen würde. Es dauerte eine Weile bis mir etwas wackelig in den Knien wurde.

Inzwischen war es dunkel geworden, aber ich begann nicht zu frieren. Im Gegenteil, ich fühlte mich wohlig warm und beduselt. Sicher war das die Wirkung der Bowle, doch das vergaß ich schnell in meinem angenehmen Rausch. In der Dunkelheit wirkten die Lichter unangenehm grell, also verließ ich die Fußgängerzone und begab mich in Richtung der Trabantenstädte, die um diese Uhrzeit meist schon ruhig und gedämpften Lichtes in der Landschaft schliefen. Doch die Lichter bekamen schon bald etwas angenehmes, sie wirkten wie Inseln im Schwarz, auf denen sich absurd bunte Farben tummelten. Ich lachte leise in mich hinein. Ich

überquerte gerade eine Straße, als ein wundervolles goldenes Strahlen auf mich zu kam. War das der Himmel? Hatte ich mich geirrt und die helle Seite des Lebens war doch die wahre? Ja. so musste es sein. Gleich morgen würde ich zu Saya gehen und ihr davon erzählen. Ein Engel hat mir ein Tor zum Himmel gezeigt, er wollte mir zeigen, dass es ihn gibt, den Allmächtigen. Sie würde sicher denken, ich wäre völlig übergeschnappt, aber das war mir egal. Sie würde nicht gesehen haben, was ich gerade sah. Es war wundervoll, mütterlich warm und so einladend! Ich tapste ein paar Schritte auf es zu, ich konnte es greifen, gleich würde ich ins Paradies blicken können. ich war so nah...

Entsetzen machte sich auf meinem Gesicht breit. Eigentlich hatte ich vorgehabt, die Todesanzeigen wie immer zu überblättern, aber sein Name war mir unwillkürlich ins Auge gesprungen. Nathaniel McMellington-Meloney - "Sag mir warum, sag mir warum! Die Besten sterben immer jung!" Ich kannte diesen Ausspruch, ein Betrunkener hatte ihn einmal durch die ganze S-Bahn gebrüllt. Eine vereinsamte Träne floss aus meinem Augenwinkel und tropfte auf das Papier. Das Kreuz auf der benachbarten Anzeige verfloss und aus seinem oberen Ende wurde ein grauer Fleck. Ich begrub die Hoffnung, die Anzeige gelte einem Namensvetter schnell. Einige schmerzhaft Sekunden später klingelte das Telefon. Ich ließ es eine Weile klingeln, raffte mich aber auf, abzunehmen, als ich die Nummer seiner Familie auf der Anzeige sah. "Saya..." - "Ich habe es bereits gelesen.". antworte ich, vielleicht etwas brüsk, seiner Mutter, ohne sie ausreden zu lassen. "Nun gut... ich muss dich trotzdem etwas fragen. Weißt du, wie es passiert ist?" - "Nein". antwortete ich trocken. Ich war mir auch nicht sicher. ob ich es wirklich wissen wollte. Frau Meloney redete trotzdem mit schwächerer Stimme weiter: "Er war wohl ziemlich breit und ist auf die Straße gegangen. Und..! naja. dann wurde er von einem Auto erfasst. Ich muss es ein-fach wissen. Saya, vergib mir wenn ich dir zu nahe trete. Hast du ihm Drogen gegeben? Ich werde dich nicht verurteilen, ich will es bloß wissen." Ich verstand für einen Moment die Welt nicht mehr. Meloney war tot, und die einzige Frage, die mir seine Mutter stellte, war, ob ich ihm Drogen gegeben hätte. Jeder konnte sehen, wie er langsam immer weiter verfiel, da brauchte ich nicht mehr mitwirken. Im Übrigen war er so verwirrt gewesen, dass ich es durchaus für möglich hielt, dass er vollkommen nüchtern auf die Straße gelaufen war. Seiner Mutter gab ich jedoch nur ein knappes "Nein" zur Antwort und wollte auflegen, als ich mich an den vergangenen Nachmittag erinnerte und das Telefon wieder in die Hand nahm. Ich wählte meine Worte mit Bedacht, denn ich wollte der Wahrheit ein würdiges Gewand schenken. "Ich glaube. auch wenn es Sie wohl kaum tröstet, er wollte so sterben. Er ist nun glücklich auf seine Art"

Ich legte nun endgültig auf, wohl wissend, dass ich nur noch mehr Fragen aufgeworfen hatte. Vielleicht wäre seine Mutter ja nun zufriedener, hätte er sie an seiner Philosophie teilhaben lassen. Ja, dachte ich mir, das Leid gehört zum Leben. Doch ich spürte nichts bitter-süßes an dem Loch, das mein bester Freund in meinem Herzen hinterließ. Bis heute nicht.

Leben – Saskia Münch

*"...In jeder Stadt
geht es auf und ab
und das Volk
ist trotzdem sehr froh..."*

aus Walt Disney's Robin Hood

Die Nacht brach an jenem Abend früh herein. Sie verdrängte die Dämmerung und setzte sich in stillen Ecken fest, um sich langsam und drohend auszubreiten. Für Oktober war das keineswegs ungewöhnlich, doch die Menschen zog es trotzdem in ihre Häuser, wo sie Zentralheizungen und Öfen stehen hatten.

Die beiden Mädchen in Nr.4 hatten das Licht trotz aller Dunkelheit nicht angemacht, und nun saßen sie mit kalten Füßen und Händen - denn es war ein sehr zugiger Dachboden - zwischen Umzugskartons und unterhielten sich leise. Von unten drang das Lachen ihrer Eltern hoch und sie dachten an das fröhlich prasselnde Kaminfeuer und an Nachtsch, während ihnen Staub in die Haare und in den Nacken rieselte. Der Grund, weshalb sie sich nicht zu der bunten Runde gesellten, war wohl, dass keine von ihnen je ein so interessantes Gespräch geführt hatte.

Die Kleinere von beiden wickelte sich gerade ihren Schal fester um und sagte: "Also, wenn ich mal tot bin, dann will ich mich verbrennen lassen. Die Vorstellung, dass irgendwann schleimige Viecher an mir nagen, wenn ich in meinem Sarg liege, find' ich nämlich echt widerlich. Nee, ich mach's wie meine Großtante. Die hat sich über der Nordsee verstreuen lassen. Das ist, finde ich, wie eine Erlösung." Sie machte eine ausladende Geste: "Die Flammen der Qual gelöscht vom Wasser meines von da an ewigen Lebens mit den Fischen!"

Das andere Mädchen kicherte angesichts ihrer theatralischen Miene. Dann meinte sie: "Als ich klein war, da wollte ich ganz alt werden. Ich hab mir das so schön vorgestellt, ich, in meinem Schaukelstuhl und meine vielen Enkel um mich herum." "Wie bei Peter Fox', 'Haus am See', oder Toni?" Die Kleine begann zu summen. Toni nickte und fuhr fort: "Ich glaube aber, ich möchte so mit Mitte siebzig einfach tot umfallen. Im einen Moment koche ich gerade Marmelade und von der einen Sekunde auf die andere bin ich plötzlich tot. Verstehst du, Nana? Ich will nicht vor mich hinsiechen, ich will, dass es ganz schnell geht, damit ich es nicht spüre."

Nana hatte inzwischen aufgehört zu summen. " Ich will auch nicht, dass irgendwer später für mich sorgen muss. Ich will niemals so hilflos sein, dass ich nicht einmal mehr alleine aufs Klo gehen kann oder ähnliches." Sie verzog das Gesicht. Toni startete gedankenverloren aus dem Fenster, zu dem sternenübersäten Himmel. Sie konnte Orion sehen, das Sternbild des wagemutigen Jägers. Leise sagte sie: "Wie es wohl ist wenn man Krebs hat? Wenn der eigene Körper sich gegen dich wendet und dich zerstört, so ganz langsam?"

Ein paar Kilometer weiter entfernt wusste jemand ganz genau darüber bescheid.

Kirsten Panroth war Anfang vierzig gewesen, als sie ihre Krebsdiagnose bekommen hatte. Nun, zwei Jahre später, war klar, dass sie ohne ein Spenderorgan nicht überleben würde. Sie saß mit ihrem Mann in der kleinen dunklen Küche ihrer Wohnung und lauschte dem Fernseher im Wohnzimmer, wo ihre Kinder gerade, Toy story 3' schauten. Ab und zu hörte man sie kichern. Kirstens Mann, der sein Gesicht in den Händen vergraben hatte, tauchte seufzend wieder auf und fuhr sich durch sein stoppeliges Haar. Kirsten hatte fast genau so kurzes Haar wie er, denn durch die Chemo hatte sie all ihre schönen braunen Locken verloren. Es tat ihr nicht wirklich Leid um sie, es waren nur Haare, und die wuchsen ja schließlich wieder nach. Aber schon mischte sich Silber und Grau in das Braun. Die Therapie hatte ihre Spuren hinterlassen, auf ihrem Gesicht, ihrem schmalen Körper, in ihren Augen, die jetzt stumpf und trübe wirkten. Sie fühlte sich alt, und sie wusste, dass auch andere sie so sahen. Alt und unheilbar krank. "Wie sollen wir es bloß den Kindern sagen?", wisperte ihr Mann jetzt und sah sie erschöpft an." Sie müssen es erfahren, Tom", sagte Kirsten leise. "Am besten, sobald wie möglich." "Aber werden sie es verstehen?", fragte Tom zweifelnd. "Sie sind doch noch so jung, es würde sie nur belasten, wenn sie erfahren, dass ihre Mutter - dass sie..." "Dass sie darauf wartet, dass jemand stirbt", beendete Kirsten seinen Satz. Tom sah sie einen Moment an, als wäre er sich nicht sicher, ob das wirklich die Frau war, die er vor gut zehn Jahren geheiratet hatte, dann legte er erneut den Kopf in seine Hände. "Also gut!", hörte Kirsten seine Stimme dumpf. "Tun wir es noch heute Abend." Und er stand auf und ging ins Wohnzimmer, um sich mit seinen Kindern, Buzz Lightyear' anzuschauen.

Oh, er war ja so verliebt! Schon lief ihm wieder ein Schauer über den Rücken, als er an SIE dachte. Sein ganzes Sein war nur auf SIE ausgerichtet, SIE war das Zentrum seines eigenen kleinen Sonnensystems. Glücklich lief er die Straße entlang, die Hände in den Taschen vergraben. Aus einem offenen Fenster schien das blaue Flimmern eines Fernsehers und er hörte einzelne Takte von Musik. West Side Story. Er stimmte in das Lied mit ein, veränderte den Text, sodass er auf ihn passte, auf seine ‚Maria‘. „Naomi! I've just met a girl named Naomi!" Seine Stimme übertönte jetzt den Fernseher und er breitete die Arme aus und drehte sich lachend um sich selbst. "Naomi, Naomi, Naomi!"

War der Mond letzte Nacht auch so hell gewesen? Und wie die Sterne funkelten! Der Große Bär zwinkerte ihm zu, und er zwinkerte zurück. Inzwischen konnte er den Fernseher nicht mehr hören, aber was machte das schon? Er machte die Straße zu seiner Bühne, er steppte, er sang und erst als sich im Obergeschoss eines Mehrfamilienhauses ein Fenster öffnete und eine zerzaust aussehende Frau "Ruhe da unten!" brüllte, hielt er kurz inne, um ihr einen Luftkuss zu zuwerfen, woraufhin sie kopfschüttelnd das Fenster schloss.

Leise, vor sich hin summend marschierte er zum Ende der Straße, drehte sich noch einmal um. "Ich liebe dich, Naomi! Du bist das schönste Mädchen der Welt!" Dann rannte er so

schnell es ging in die entgegen gesetzte Richtung, bevor sich noch jemand über eine nächtliche Ruhestörung beschweren konnte.

"Musst du jetzt sterben, Mami?" Der erschrockene Blick ihres Jüngsten traf Kirsten mitten ins Herz. Sie streckte die mageren Arme aus und er kletterte auf ihren Schoß. "Weißt du, wir müssen alle mal sterben, Jannis. Aber, wie du weißt, ist eure Mutter schon länger krank und deshalb bleibt ihr vielleicht nicht mehr so viel Zeit wie anderen Leuten," sagte Tom leise und sah seine Kinder nacheinander an. "Sie braucht eine neue Leber, und wir müssen jetzt warten, bis jemand ihr eine spendet." "Du kannst eine von meinen haben. Ich hab' nämlich zwei!", sagte Jannis wichtiguerisch und strahlte Kirsten an. Zum ersten Mal seit langer Zeit musste sie lachen. Es war ein seltsames Gefühl, als das Gluckern in ihr aufstieg und dann aus ihr heraus brach, es war so ungewohnt wie vertraut.

"Wie viel Zeit hast du noch?", fragte die Große mit gerunzelter Stirn, sie hatte es von Anfang an mit Fassung aufgenommen, zumindest schien es so. Kirsten war sich jedoch sicher, dass sie sich Sorgen machte, vielleicht noch mehr als sie selbst. "Etwa ein Jahr", sagte Tom leise. Ihre Schultern strafften sich: .Dann besteht noch Hoffnung." "Genau", sagte Jannis. "Ein Jahr ist eine ziemlich lange Zeit. Mama, weißt du, Theo hat ein Aquarium bekommen mit Fischen und so kleinen Hummern. Kann ich auch ein Aquarium haben?" Kirsten musste lächeln. Ein Jahr war wirklich eine lange Zeit.

In Nr. 4 war inzwischen Stille eingekehrt. Die beiden Mädchen hingen ihren eigenen Gedanken nach, das Gespräch spukte immer noch in ihrem Hinterkopf herum, denn der Tod ist nichts, was man so leicht vergisst.

Schließlich aber stand Nana auf, klopfte sich den Staub von der Hose und von ihrem Pulli und versuchte mit einem leisen Ächzen das kleine Dachfenster zu öffnen. Toni eilte ihr zu Hilfe, als der Griff schon gefährlich knackte, und gemeinsam stießen sie es auf und steckten die Köpfe hinaus, um von der kalten, klaren Luft zu schnuppern. "Findest du nicht auch, dass Nachtluft besser riecht, als Tagluft?", fragte Nana. Toni atmete tief ein. "Ja. Irgendwie frischer und sauberer, oder?"

Unter ihrem Fenster tänzelte ein Junge vorbei, er wirbelte um einen Laternenpfahl herum und winkte ihnen begeistert zu. Nana winkte zurück. "Schau dir den an!", sagte sie und lachte. "Tja, Liebe geht wohl wirklich durch den Magen", meinte Toni, als er die Pizzeria an der Ecke ansteuerte. "Apropos Magen. Zum Nachtisch gibt's Creme Brulee!" "Au, fein!", sagte Nana grinsend. "Brüllkrem hab' ich am liebsten!"

Und giggelnd und kichernd stolperten sie die Treppe hinunter.

Brüder – Leo Röhlke

Ja, ich hatte ihn schon immer etwas komisch gefunden. Mit seinem hinkenden Bein und seiner Liebe zum Schachspiel. Auf Partys in dem Ort, in dem meine Tante lebte, war er immer dabei. Jeder schien ihn zu kennen, auch wenn mir damals noch nicht klar war, wer er war. Er wurde mir nie vorgestellt und da es so meine Art ist, fragte ich auch nie nach ihm, sondern tat so, als kannte auch ich ihn. Doch als ich ihn gestern Nacht auf dem Balkon des Nachbarhauses sah, wurde ich neugierig. Ich wusste nämlich, dass der Mann, dem es gehörte, erst am folgenden Abend aus dem Urlaub zurückkommen würde; das hatte mir meine Tante erzählt.

Er hatte sich hektisch umgeschaut und als er mich erblickt hatte, war ein Schrecken in seine Augen getreten, er war zusammengezuckt und dann, urplötzlich, verschwunden.

An diesem Wochenende wurde der 10. Hochzeitstag meiner Tante mit einer zweitägigen Fete gefeiert. Am nächsten Tag würden meine Familie und ich nach Hause fahren, deshalb versuchte ich, noch schnell etwas über diesen mysteriösen Mann herauszufinden. Doch welche Ernüchterung: Er hieß Felix und war mit dem Nachbarn Jörgesen verwandt, sie waren Brüder! Ich hatte auf eine spannende Sache gehofft, doch jetzt sah Felix wohl nur ab und zu im Haus seines Bruders nach dem Rechten. Aber warum hatte er sich so erschreckt? Am Nachmittag hatte er mich beunruhigt und forschend angesehen. Eigentlich uninteressant. Er war eben ein kauziger Typ. Kauzig, das war wirklich das richtige Wort. Seine Art, mit dem Kopf zu rucken, erinnerte mich an... an einen Kauz eben. Und wenn er wirklich...ein Waldkauz...nachts...? Was für ein Blödsinn, ich las einfach zu viel.

Aber warum eigentlich nicht?! Ich bin mir nicht sicher, wieso ich mich am Abend doch auf den Balkon setzte, um das Nachbarhaus zu beobachten. Es war erst elf Uhr, doch ich war schon sehr aufgeregt und mit Fotoapparat ausgerüstet, weil ich auf ein sensationelles Bild hoffte.

Ich spürte irgendwie, dass heute Abend einfach etwas passieren musste und Felix auftauchen würde. Es war kalt. Die Nacht war sternenklar. Keine Wolken waren zu sehen, trotzdem war es sehr feucht, fast neblig. Ich konnte meinen Atem sehen, dabei war es Ende Juli! Kein einziger Windhauch störte meine Aufmerksamkeit, die auf den nahe liegenden Wald und die umliegenden Häuser gerichtet war, kaum ein Geräusch drang an meine Ohren. Es war gerade Neumond gewesen oder es würde bald sein, das konnte ich nie unterscheiden. Also war es fast stockfinster, obwohl die Sterne ihr Bestes gaben.

Um kurz vor Mitternacht schreckte ich auf. Meine Füße waren schon ganz kalt und ich fragte mich, ob meine kältestarren Finger es schafften, im richtigen Moment den Auslöser meiner Kamera zu drücken, falls doch noch etwas passierte. Doch jetzt war ich bereit. Ich hatte

frische Akkus nachgelegt, damit es mir nicht so ging wie dem Helden in dem Buch, das ich zuletzt gelesen hatte. Auf dem Balkon des Nachbarhauses, auf dem ich gestern Felix gesehen hatte, stand ein Mann, hell erleuchtet vom Licht, das aus dem Zimmer dahinter drang. Sein Gesicht aber blieb im Dunkeln. Mein Herz klopfte wie eine Dschungeltrommel. Als ich erwartungsfroh und zitternd den Auslöser meiner digitalen Canon-Superzoomkamera IX 2000 betätigte und der Blitz die Nacht erhellte, zündete sich Nachbar Einar Jörgesen nach seiner Rückkehr vom dreiwöchigen Urlaub am Comer See gerade die wohlverdiente abendliche Zigarette an. Die peinliche Stille, die danach folgte, wurde nur von einem schreienden Nachtvogel unterbrochen. Wir sahen uns an.

Da ich sein Gesicht nicht sehen konnte, hielt ich den Mann für Felix. Ich hatte vergessen, dass sein Bruder Jörgesen an diesem Abend zurückkommen würde. Als dieser nun ins Licht trat und ich meinen Irrtum bemerkt hatte, stotterte ich eine Entschuldigung. Gleichzeitig wurde mir klar, dass Jörgesen meine letzte Rettung zur Lösung des Rätsels war. Jedoch wirkte er mit seinem Mantel, der wie ein Vampirkostüm aussah, sehr einschüchternd. Verständlicherweise war auch sein Blick nicht gerade freundlich. Doch dann drängten sich das Wort „Kauz“ und meine verworfene Idee zu Felix wieder in meine Gedanken und eine Art *Letzte-Chance-Gefühl* durchzuckte mich.

„Wissen Sie, was Felix gestern hier auf dem Balkon gemacht hat?“ Jörgesen zuckte zusammen, dann schien er zu überlegen. „Was hast du gesehen?“ Es klang wie eine Drohung, aber ich hatte ein leichtes Zittern in seiner Stimme gehört.

Das machte mich mutig. Also entgegnete ich: „Verwandelt er sich bei Neumond in einen Waldkauz und jagt?“, Ich tat das so unschuldig, wie es bei so einer Frage eben geht.

Wieder zuckte Felix` Bruder, und ich fühlte mich wie ein Boxer wenn er gerade einen entscheidenden Schlag gelandet hat und sein Gegner kurz vor dem K.O. steht. Anschließend passierte erst einmal gar nichts. „Das wirst du aber nie jemandem erzählen können.“ Seine Stimme klang echt bedrohlich. Sofort verschwand mein Hochgefühl und wurde zu Angst, als er eine Reihe ungewöhnlich spitzer Zähne entblößte. Im ersten Moment dachte ich, der Mond

spiegele sich in seinen Augen, doch sie leuchteten gelb, ganz von alleine. Ich glaubte nicht, was ich sah. Sein Gesicht verformte sich, die Nase zog sich nach vorne, wurde schwarz und der Kopf flacher. Überall begannen graue Haare zu wachsen. Der Zigarettenstummel fiel Jörgesen aus der Hand, ich konnte eine Klaue erkennen. Er stand noch aufrecht. „Reicht das?“, knurrte er. „Felix ist eine Missgeburt. Ich kann meine Gabe kontrollieren, einmal im Mondzyklus muss ich mich verwandeln. Mein Bruder wird bei Neumond zum Waldkauz. Süß, nicht?“ Er lachte heiser, ein ganz und gar nicht menschliches Lachen. Ich war wie versteinert. Dann duckte er sich und setzte zum Sprung an.

Mit dem letzten Atemzug - Sophie Sedo

In dieser Nacht träumte ich von himmlischen Gestalten. In weißen, langen Gewändern kamen sie vom Himmel herab gestiegen. Barfuss liefen, schwebten sie fast elegant über das nasse Gras. Der Himmel war in rote Farbe getaucht und ein sanfter Windhauch verwehte die Haare der Himmelsgestalten. Drei von Ihnen waren weiblich, die Anderen zwei männlich. Majestätisch bewegten sie sich zielstrebig voran. Ihr Blick war starr nach vorne gerichtet und so schwebten die Gestalten über den Schotterspielplatz, hinüber über die geteerte Straße. Ihre Augen waren alle himmelblau und die langen Haare der Damen fielen sanft über ihre Schultern. Sie schienen wie Engel, sehr zart und verletzlich.

Ruckartig, von einem Moment auf den Anderen waren die himmlischen Gestalten verschwunden. Ich spürte wie etwas Helles in meinen Augen stach, mein müder Körper sich vor Kälte verkrampfte und ich nicht sehen konnte was sich vor mir befand. Irgendetwas blendete mich und zwang mich meine Augen zu schließen. Blind tastete ich mich durch meine Umgebung bis sich wieder alles verdunkelte, ich mein Gleichgewicht verlor und auf den harten, kalten Boden fiel.

Am nächsten Morgen hatte mich meine Mutter draußen auf unserem harten Steinweg wieder gefunden. Als sie mich fand dachte sie ich wäre tot. Sie sagte, dass sie mich angeschrien und dann laut angefangen zu weinen hätte, denn ich wollte nicht wieder aufwachen. Ich erinnerte mich schwer daran, dass ich gegen irgendetwas gekämpft hatte um wieder aufzuwachen. Ganz plötzlich hatte ich das Licht der Welt wieder erblickt und ich hörte ihr kreischen. Mama war bleich im Gesicht und ihr Körper war über meine verkrampfte Gestalt gebeugt. Ich konnte von Glück reden, dass ich nicht in der Nacht erfroren war. Wie ich dahin gekommen war, konnte ich Niemandem erklären. Dies war eines der rätselhaften Dinge die mir in den letzten Wochen passiert waren. Ich hatte das Gefühl mich nicht mehr beherrschen zu können und dabei jedes Mal knapp dem Tod entkommen zu sein. Es waren immer diese himmlischen Gestalten die mich vom aufwachen abhielten und mich kontrollierten. Ich wusste nicht was das zu bedeuten hatte. Wie Dämonen klauten sie mir in der Nacht meinen Körper und wollten ihn mir nicht mehr zurückgeben. In jeder Nacht in der sie mir erschienen musste ich gegen sie kämpfen um wieder Herr über mich selbst zu werden. Ich wusste nicht was das zu bedeuten hatte, doch ich wusste das man mich für verrückt erklären würde, würde ich es jemandem erzählen. Engel, es waren Engel die mich kontrollierten und zerstörten. Vielleicht würde sogar der Tod meines kleinen Bruders verantwortlich dafür gemacht. Ich war nicht verrückt, auch wenn ich nicht wusste was das zu bedeuten hatte. Vor zwei Jahren starb mein kleiner Bruder. Mein Vater hatte ihn damals gefunden. Er kam von der Spätschicht zurück und Mama und ich waren zusammen in ein Theaterstück gefahren.

Als er das Haus betrat, war die Babysitterin verschwunden. Er rief den Namen meines Bruders, doch keiner antwortete. Panisch durchsuchte er die Zimmer und fand seine Leiche schließlich im Arbeitszimmer wieder. Niemand konnte seine Todesursache feststellen und die Babysitterin blieb unauffindbar. Jedoch deutete nichts auf einen Mord hin. Mein Papa konnte das niemals verkraften und verlies mich und meine Mama eines Tages. Er hinterließ nichts außer einem Zettel worauf stand es wäre besser so. Zu dieser Zeit zogen Mama und ich in einen anderen Ort. Nach diesen Geschehen war meine Mutter immer sehr schweigsam. Tagsüber sprach sie wenig und abends hörte ich sie manchmal leise weinen. Sie verhielt sich seltsam, sah oft hinaus und schaute in den Himmel. Im ersten Jahr nachdem Tod meines Bruders spürte ich kaum noch Leben in mir. Es traf mich damals wie ein Schlag direkt ins Gesicht, als Mama und ich am Abend zurück kamen und wir den Krankenwagen vorm Haus sahen. Viele meiner Freunde verlor ich zu dieser Zeit. Doch ich hatte nicht die Wahl. Ich musste mein Leben wieder auf die Reihe kriegen und jeden einzelnen Tag baute ich mich selber wieder auf. Langsam kam ich wieder auf die Beine. Doch verkraftet hatte ich das nie.

Mein Atem lies sie wieder beruhigen. „Engel Mama!“, hauchte ich. Ich erkannte meine Stimme kaum wieder. Sie war schwach und rau. Mama sah verzweifelt auf mich hinab. „Sie haben uns gefunden“, flüsterte sie. Ich verstand sie nicht. „Wer Mama?“, erwiderte ich, doch sie antwortete nicht. Sie presste ihre Lippen fest aneinander und eine Träne lief ihr über die Wange. Langsam konnte ich mich aufrichten. Sie nahm mich fest in die Arme und streichelte sanft meinen Rücken. Ich war verunsichert. Was war los mit ihr? Wer hatte uns gefunden? Wurden wir verfolgt? Es waren mehr als diese Fragen, die mir in diesem Moment durch den Kopf gingen. Der Himmel verdunkelte sich und die ersten Regentropfen fielen hinab auf den Boden. Mein Körper fing an zu zittern und ich spürte kaum noch Wärme um mich herum. „Steh auf!“, forderte sie. Ihr Gesicht war bleich und man konnte die Angst die in ihr tobte spüren. Ohne ihr zu widersprechen folgte ich ihrer Anweisung. Ich war von Furcht umhüllt, verstand nichts mehr. Mein Herz sagte mir, dass die Himmelsgestalten etwas damit zu tun hatten. Vielleicht waren sie es, die uns verfolgten. Vielleicht waren sie es, die mich nachts zerstören wollten. Vielleicht waren es keine guten Wesen wie es in den Geschichten stand. Gesandt um Rache auszuüben. Aber wieso? Was war geschehen? Hatte Papa was damit zu tun? Mama ergriff meine Hand. Sie riss mich hinter sich her. Panisch, Angst erfüllt zerterte sie mich das nasse Gras entlang, am Schotterspielplatz vorbei, über die geteerte Straße. Vielleicht war Papa einer von ihnen, vielleicht war er eines dieser Monster und wollte mich zerstören. So kalt wie er uns verlassen hatte. Meine Kleidung war durchnässt und ein Nebelschleier umhüllte uns. Mama ließ meine Hand nicht los, sondern rannte. Wir konnten nicht entkommen. Was uns verfolgte, hatte uns gefangen.

Es war wie ein Lichtblitz als sie auftauchten. Es waren fünf Gestalten. Drei von ihnen waren weiblich, die Anderen zwei männlich. Majestätisch stiegen sie vom Himmel herab. Ihre Gewänder ragten knapp über ihre nackten Füße. Sie waren wie Giganten des Himmels. Zorn und Verachtung war in ihren Gesichtern widergespiegelt. Sie schienen wie Ungeheuer, die verachtend auf ein Stück Dreck hinab sahen. Der Himmel war in Bosheit gefärbt und umhüllte jeden Fleck mit Hass. Einer von ihnen trug ein Zepter in der Hand. Er richtete es auf mich und ich spürte wie etwas Helles in meinen Augen stach, mein müder Körper sich vor Kälte verkrampfte und ich nicht sehen konnte was sich vor mir befand. Es blendete mich und zwang mich meine Augen zu schließen. Von diesem Moment an wurde mir bewusst, dass der Tod meines Bruders kein Zufall war. Engel, sie hatten ihn getötet und wollten nun mich töten. Aus dem Blut eines Engels geschaffen, mit dem Blut eines Menschen verbunden. Halbgengel. Mistgeburten des Himmels und mein Vater war der Sünder. Er war vom Himmel hinab gestiegen und hatte meinen Bruder und mir das Leben wie auch den Tod geschenkt. Das Geheimnis, dass Mama und Papa trugen um uns zu schützen. Doch als er verschwand um mir Schutz gewähren zu lassen, hatte er mich gleichzeitig verwundbar gemacht. Mama wollte mich nachdem mein Bruder getötet wurde verstecken. Deshalb der Umzug. Sie wollte den Engeln entkommen. Das war der Grund warum sie sich so merkwürdig verhielt und oft hinauf zum Himmel sah. Er war nicht abgehauen. Er war zurück in den Himmel gekehrt um Gnade zu verlangen. Doch Mistgeburten des Himmels waren nicht gewährt. Mein Vater hatte das Gesetz des Himmels verachtet und sich mit einem Menschen vereint. Die Strafe war der Tod. Wir mussten für sein Vergehen bezahlen. Nun hatten sie mich gefunden. Blind tastete ich mich durch meine Umgebung bis sich alles verdunkelte, ich mein Gleichgewicht verlor und auf den harten, kalten Boden fiel.

Nacht - Franziska Staub

Ich ging nach Hause, es war dunkel, die Straßen waren leer. Ich ging alleine, in dem tiefen Schwarz. Der Mond war verhangen von dunklen Wolken. Während ich ging, wurde mein Herzschlag immer schneller, mein Atem ging keuchend. War da nicht ein Schatten gewesen? Ich blickte mich hektisch um, doch ich sah nichts anderes als eine schwarze Katze, die aus einem Hausausgang sprang und vor mir die Straße überquerte. Hatte ich nicht einmal gelesen, dass das ein Zeichen für Unglück ist? Ich ging schnell weiter, wollte nicht stehen bleiben. Waren da nicht Schritte gewesen? Ich stockte, alles blieb still. Was war nur mit mir los? Ich glaube doch sonst nie an so Zeug wie Unglück oder Pech? Warum war ich gerade heute alleine unterwegs, ich hätte doch mit meinen Freunden mitgehen können. Ich bog ab in eine schmale Gasse. Bald war ich daheim.

Nochmals hörte ich Schritte, litt ich seit neusten an Verfolgungswahn? Als ich stehen blieb sagte eine dunkle Stimme: "Warte Süße, bleib stehen." Ich rannte weiter, warum konnte ich mich denn nicht einmal irren und einfach an Verfolgungswahn leiden? Warum passiert das gerade mir von den hunderten Menschen die heute Nacht das neue Jahr feierten. Die Schritte kamen näher, meine Angst wuchs, bis ich meinen Körper nicht mehr kontrollieren konnte. Ich zitterte wie Espenlaub. Ich hörte wieder die Stimme: "Komm Kleines, spiel mit mir!" Eine kleine Pause entstand, in der ich am liebsten laut schreiend auf gewacht wäre, aber ich träumte ja nicht! Mein Körper blieb wie angewurzelt stehen. Vor Angst! Mein Geist aber rannte und wollte entkommen, aber leider hatte mein Geist keine Kontrolle mehr über meine Glieder. Als das Knirschen der Schuhe sich näherte, erwachte ich aus meiner Trance. Mein Geist sprintete in meinen Körper und ich rannte weiter. Plötzlich legte sich eine Hand auf meine Schulter und eine Stimme flüsterte in mein Ohr: "Hast du Angst?" Ich wollte schreien, um mich treten oder wegrennen doch ich konnte nicht. Ich hatte nun meinen Geist vollkommen von meinem Körper getrennt, oder besser gesagt, ihn verloren und mein Körper war wie aus Stein, nicht fähig irgendetwas zutun. Ein schwarzer Rand breitete sich vor meinen Augen aus. Ich weiß nicht, ob er mich umbrachte, oder ich einfach vor Angst gestorben bin. Auf jeden Fall weiß ich, dass die Turmuhr 3 Uhr schlug und es nicht schlimm war zu sterben. Es war einfach das Ende von meiner Angst, es war beruhigend. Fast so als würde ich in ein Federbett fallen, mit dem Versprechen behütet zu sein, als würden die Arme meiner Mutter mich in eine warme Umarmung ziehen. Als würde sie mich trösten und sagen, ich solle bei ihr bleiben und mir würde nichts passieren. Ich bin bei ihr geblieben und sie hatte Recht. Meinem Geist ist nichts passiert und nun wandele ich, ohne meinen Körper, durch die Welt der Menschen, denn mein Körper ist in der dunklen Gasse gestorben. Ich sehe Verbrechen, aber ich sehe auch Versprechen die gehalten werden. Ich freue mich, dass ich nicht ganz von dieser Welt getrennt bin. Aber es macht mich auch traurig zu wissen,

dass ich Verbrechen zwar sehen kann, aber dass ich nichts gegen sie tun kann. Doch immer wenn die Uhr an Silvester drei schlägt gehe ich zurück zu dem Platz, an dem ich starb. Ich erinnere mich genau an die Hände, die sich auf meine Schulter legte. Es war eine junge Hand, sie war athletisch gewesen und ohne Falten. Ihre Nägel waren sauber und gepflegt gewesen, ohne Risse und Furchen. Sie war schön warm gewesen, wie die Umarmung meiner Mutter die meinen Geist empfing und behütete. So wie jedes Silvester stehe ich in der Gasse. Ich verweile einen Moment an genau dieser Stelle, doch ich verspüre keine Angst mehr. Der junge Mann, der mich vor drei Jahren tötet, war nicht gefasst worden. Mir gefällt das. Das klingt bestimmt seltsam, aber ich habe ihm vergeben und beobachte ihn. Vielleicht bin ich kein Schutzengel, weil ich niemanden schützen kann, da mein Körper gestorben ist. Aber ich bin trotzdem fasst immer bei ihm, bis auf die Stunden an Silvester. Ich sehe ihm beim Leben zu. Er hat nie wieder jemanden getötet und an meinem Tod war leider der Alkohol schuld. Er war betrunken gewesen und wusste nicht was er tat. Dem Alkohol hat er seitdem abgeschworen.

Er heißt Azrael und er führt ein normales Leben. Ich habe ihm vergeben, dies ist das einzige was zählt. Was andere Geister über mich deshalb denken, ist mir egal. Dies ist meine Geschichte und ich darf sie so gestalten, wie ich will. Übrigens mein Name lautet: Cassandra und ich war und bin sechzehn Jahre alt.

Das Streben nach Glück - Anne Sütterlin

Es ist erstaunlich, wie viele verschiedene Menschen man an einem Abend in Frankfurt sehen kann. Man setzt sich an irgendeine Bar am Straßenrand und beobachtet die Leute, die an einem vorbeigehen. Fast alle Menschentypen sind dabei. Beste Voraussetzungen für jegliche Art von sozialen Studien. Doch eine Sache fällt sofort auf. Alle dort versammelten Menschen eilen an einem vorbei. Man wird niemanden finden, der sich einfach mitten in den Menschenstrom stellt und verträumt zum Himmel empor schaut. Ruhig, zeitlos und irgendwie zufrieden. Jemanden, dem die große, volle Welt nichts anhaben kann. Der für sich alles erreicht oder gefunden hat.

Denn die Menschen eilen, rennen auf ihr Ziel zu. Was auch immer das für den Einzelnen sein mag. Jeder hat andere Wünsche, andere Vorlieben. Jeder ist ein eigenständiges Individuum. Trotzdem kann man, wenn man die Leute an einem Abend beobachtet, sie in Gruppen einteilen, Gruppen der Suche. Vielleicht nicht die Suche des ganzen Lebens, doch die Suche für die nächsten paar Stunden. In einer Stadt wie Frankfurt findet man sie alle.

Die jungen Banker. Gekleidet in teuren, maßgeschneiderten Anzügen. Schwarz oder auch grau. Dazu schwarze, italienische Lederschuhe. Sie schreiten die Straße entlang. Elegant, wichtig, Männer von Welt. Sie strahlen das Selbstbewusstsein aus, das zeigt, dass ihnen schon ein kleiner Teil der Welt gehört und, dass sie sicher ein Anrecht auf einen noch viel größeren haben und diesen auch bekommen werden. Der Grund ihrer Suche? Mehr zu bekommen. Geachteter zu werden als ihre Eltern. Das nächste Golfturnier zu gewinnen und überhaupt ganz, ganz viel Spaß zu haben.

Um Spaß geht es auch der nächsten Gruppe. Die Nachstreicher. Junge Studenten, ältere Schüler. Teilweise volljährig, teilweise auch nicht. Sie schwärmen in großen Gruppen durch die Stadt. Manchmal leicht schwankend, die Wodka- und Bierflaschen in den Händen haltend. Laut lachend und rufend wandeln sie von einem Club zum nächsten. Betäubt von den Beats, die den Boden erbeben lassen und die Menge mitreißen. Immer weiter, bis in die Unendlichkeit. Sie suchen nach dem Alkohol, der sie alles, jedes winzige Problem, vergessen lässt. Der sie glücklich und das Leben leichter macht. Sei es auch nur für ein paar Stunden. Ob sie sich wild gröhrend auf der Tanzfläche die Kleider vom Leib reißen oder hinter der nächsten Hausecke alles erbrechen, was sie in den letzten Tagen zu sich genommen haben. Am nächsten Morgen werden sie sich sowieso an nichts davon mehr erinnern.

Entnervt von den Exzessen der jüngeren Leute bahnen sich die etwas älteren Studenten oder die jungen Berufstätigen einen Weg durch die Menge. Klar gehen auch sie gerne mal feiern, aber dieses hemmungslose Trinken können und wollen sie nicht mehr verstehen. Sie treffen sich noch mit Freunden, um den Abend mit ein paar Bier oder Cocktails ausklingen zu lassen. Mit Komasaufen hat das nichts mehr zu tun. Man sieht sie in den billigeren

Restaurants oder Bars an der Straße sitzen. Reden, lachen. Sie planen ihr Leben, denn im Gegensatz zu den Jüngeren wissen sie schon relativ genau, was sie wollen. Sie wollen Erfolg, vielleicht eine Familie, Sicherheit und trotzdem noch die Welt. Sie sind neugierig, wollen das Fremde kennen lernen, aber sie lassen sich nicht so leicht mitziehen. Sie wollen nicht mehr gleich auswandern, doch im Urlaub die ganze Welt umsegeln. Begleitet werden sie von ihren Freunden. Leute wie sie. Aber manchmal auch nicht.

Vermischt mit ihnen, schwankend zwischen den Bankern, dem Glamour, der Haute Couture und der Alternativität findet man sie immer wieder. Aufblitzend, kurz, hell bestrahlt und danach verschwindend in der Dunkelheit. Die Models. Manche sind es als Beruf und manche nur als Lebensstandard. Außergewöhnlich schön, rätselhaft, wie von einer anderen Welt. Aber sie können auch puppenhaft wirken, unecht und künstlich. Diese sind oft nicht Models, sondern eher It-girls. Ihr Image und ihr Lifestyle wird von anderen bezahlt. Wenn nicht vom reichen Vater, dann von ihren noch reicheren Freunden. Ihr Aussehen ist makellos. Ob sie es schon immer hatten oder erst durch Operationen verliehen bekommen haben, spielt für sie keine große Rolle. Ihre Wünsche sind kurzweilig, denn sie werden immer bald erfüllt. Doch auch sie sind jung und haben den größten Teil des Lebens noch vor sich.

Die älteren Geschäftsleute dagegen planen ihr ruhiges, stilvolles Älterwerden. Sie sind die Eltern der jungen Banker oder die Eltern derer, die das bald sein werden. Auch sie treffen sich noch mit ihren Freunden oder ihren Geschäftspartnern. Aber sie sitzen meistens in den noblen Restaurants oder in den Konzerten in der angestrahlten Alten Oper. Auch sie tragen teure Anzüge oder Kostüme von Chanel, aber sie sind viel eleganter und würdevoller als ihre Kinder. Und sie streben nicht mehr nach Erfolg, denn den haben sie schon reichlich in ihrem Leben erhalten, sondern danach, ihren Stil und ihr Niveau in ihrem weiteren Leben fortführen zu können.

Doch das sind nur die Menschen, die man abends auf der Straße antreffen kann. Es gibt noch viele, viele Gruppen mehr. Viele die an diesen Orten oder an dieser Tageszeit ihren eigenen Wegen nachgehen. Und dazu gibt es noch die, die man rein äußerlich einer bestimmten Gruppe zuordnen würde, die aber eigentlich ganz anders sind und auch ein anderes Leben führen.

Sie sind unterschiedlich. Wir unterscheiden uns und werden dadurch einzigartig. Wir haben unsere Wünsche, verfolgen unsere persönlichen Ziele. Doch wie unterschiedlich sie auch sein mögen und wie sehr sie sich im Laufe der Zeit verändern, im Grunde streben wir alle in unserem Leben nur nach einer Sache: Nach unserem, individuellem Glück.

So nah, so fern - Amina Touzos

Die Träne, die in der Wintersonne silbern glänzte, rollte über die gerötete Wange herab, suchte sich ihren Weg und stockte immer wieder auf ihrem Pfad nach unten. Kurz bevor sie den Mundwinkel der vor Trauer zusammengepressten Lippen erreichte, wurde sie von einer zitternden Hand fortgewischt. „Weine nicht Mutter“, sagte sie und sah in das blasse Gesicht der Frau, die sie nicht gehen lassen wollte. Ihre Mutter nickte tapfer. Das Mädchen sah zu Boden und nahm die alten Schuhe und den kleinen Koffer, indem sich nur das Nötigste befand, kaum wahr. Es war schwer, für beide. Um sie herum immer wieder dieselbe Szene. Weinende Mütter, verstörte Kinder, die Abschied nehmen mussten. Es war laut, die schwarze Lok stieß immer wieder einen hohen Pfiff aus und dampfte wie ein wütender Bulle bei der roten Flagge. Das Stimmengewirr und die vielen Körper, die dicht an dicht standen, ordneten sich trotz der schrillen Pfeifenrufe und dem Geschrei der Offiziere nicht. Das Mädchen, dessen Haar zu einem festen Knoten zusammengebunden war, zitterte ein wenig. Es ist nur die Kälte, dachte sie. Ihre Mutter betrachtete sie schweigend und las in den Augen ihres Kindes die Angst vor der Zukunft. Wie alt sie aussieht, dachte das Mädchen. Wie schnell die Zeit vergeht, dachte die Frau und eine zweite Träne lief ihr über das Gesicht. So schnell. Ein warnender Pfiff der Lok ertönte. Eilig umarmten sich die beiden. Flüchtig und mit zitternden Lippen wurden Küsse auf den Wangen gewechselt, die letzten Abschiedsworte gesprochen und das Mädchen stieg mit all den anderen Kindern und Heranwachsenden in den Zug. Männer waren, außer den Offizieren, nicht zu sehen. Nur weinende und heftig winkende Frauen jeden Alters. Kinderarme wurden aus den kleinen Zugfenstern gestreckt, um ein letztes Mal Abschied zu nehmen. Viele Rufe ertönten. „Auf Wiedersehen!“, rief das Mädchen, genau wie alle anderen. „Schreib mir!“, ertönte die Bitte ihrer Mutter über den tosenden Lärm der Lok. ‚Warum jetzt?’ fragten sie sich. Warum muss es ausgerechnet jetzt Krieg geben, dachte das junge Mädchen. Ausgerechnet an meinem Geburtstag muss ich sie zurücklassen.

Suche nach Hoffnung – Julia Tüffers

Schnell schaue ich mich um, vergewissere mich, dass auch wirklich keiner da ist.

Nein, niemand kann mich beobachten. Und doch gibt es hier so viele, so viele Tote, Menschen ohne Seelen, mit ihren leblosen Körpern. Sie verbreiten sich über das ganze Feld hinaus. Ein Feld, das früher mal mit Kartoffeln bestückt war. Aber jetzt ist da nichts mehr.

Sogar die mickrigen Bäume des angrenzenden Waldes sind nicht mehr da; abgebrannt.

Mit einem tiefen Seufzer fange ich nun an, mich meiner Arbeit zu widmen. Die einzige Beschäftigung, die mir die Möglichkeit gibt, in April 1944 zu überleben.

Ich habe mir diese Arbeit nie gewünscht, aber da ich keine Wahl habe und auch wirklich nicht der Typ bin, der jammert, beginne ich lieber.

Unter der glühenden Abendsonne stolpere ich bedrückt und müde über den von Bomben völlig zerstörten Feldboden.

Etwa zehn Schritte vor mir wartet meine Hoffnung: Eine junge, magere Frau im Alter von ungefähr 30 Jahren. Das spröde Haar mit einem Tuch zusammengebunden, die knochigen Füße in alten Pantoffeln steckend liegt sie da - und sieht eigentlich sehr friedlich aus.

„Sie war wohl auf der Suche nach etwas Essbarem“, denke ich mir, während ich die Frau betrachte.

„Was Bomben so alles anrichten können, das Leben einer unschuldigen Frau so zu missbrauchen“.

So ist diese Zeit; hart und schwer. Und niemand darf kritisiert werden. Denn wer Hitler und seine Anhänger wegen irgendetwas beschuldigt, der muss das mit seinem Leben bezahlen.

Was rede ich da nur?! Ich werde ja selbst bald einer von ihnen sein. Konnte meinen Eintritt in die SS gerade mal um ein paar, viel zu kurze Monate verzögern. Dank eines Unfalls, bei dem ich mir einige Knochenbrüche zuzog, die nun langsam wieder verheilen.

Die Deutschen gehen langsam dem Ende zu, das merkt man. Ich weiß zwar nicht, ob sie diese oder jene Länder bereits besiegt haben, ob mittlerweile alle Juden ausgerottet sind.

Nein, das weiß ich nicht. Aber sie brauchen mich und das will schon etwas heißen.

Einen schwachen alten Mann mit einem krummen Rücken, verbogenen Beinen. Und einem Loch in der Schulter, in der rechten zum Glück. Es ist ein Überrest der letzten Schießerei - ich habe sie gerade so überlebt.

Ja, ich weiß, ich scheine das Unheil wie einen Magneten anzuziehen. Aber ich habe auch Glück. Ich habe Glück, das ich nicht in einem Konzentrationslager stecke oder von Bomben zerfressen wurde. Dafür bin ich dankbar.

Mit diesem Gefühl von Glück im Bauch, das mir sowohl ein wenig Wärme im Herz, als auch den Tatendrang für ein besseres Leben bereitet, untersuche ich nun die Frau.

Zuerst an den Handgelenken, an denen man meistens etwas findet. Eine teure Uhr, die nun schon die dritte Generation durchlebt oder auch ein Armband. An den dünnen Fingern befindet sich oft ein Ring, in den Haaren steckt nur selten eine brauchbare Spange.

Ich greife in das Hemd, suche vergeblich nach einer Taschenuhr.

Das war' s dann wohl. Diesmal scheine ich wirklich Pech zu haben. Die Frau trägt nichts bei sich, das sich für ein wenig Geld auf dem Schwarzmarkt verkaufen ließe. Ich möchte sie auch nicht weiter stören.

"Verzeihung, gnähe Frau", flüstere ich in den immer dunkler werdenden Himmel, schenke ihr noch einen letzten Blick und mache mich dann auf den Weg..

Auf den Weg zu meiner nächsten Hoffnung, die etwas verrenkt neben einem abgebrannten Baum liegt.

Helden leben länger – Michelle Weiß

Sie lehnte sich aus dem weit geöffneten Fenster hinaus, sah auf die alte Eiche in der Mitte ihres Gartens. Ihre Blätter leuchteten rot-golden in der Sonne, sodass es aussah, als würde der Baum brennen. Es war ein ungewöhnlich schöner Oktobertag; alles leuchtete in sanftem Gold und kein Windhauch war zu spüren. Es war gespenstisch still, die Vögel schienen nicht in der Stimmung zu sein, sie mit ihrem fröhlichen Gezwitscher zu erfreuen. Alles strahlte eine tiefe Ruhe aus - eine Ruhe, die sie im Moment nicht teilen konnte.

Wie konnte die Natur nur immer wieder ihren gewohnten Gang gehen, wo doch ihr Leben ein einziger Scherbenhaufen war? Gab es denn niemanden, der ihr Leid zu bemerken schien? Während sie sich diese Fragen stellte, beobachtete sie, wie ein Blatt sich von der Eiche löste und mutterseelenallein, in einem letzten Tanz, zu Boden sank. Lange hing ihr Blick an diesem einzelnen Blatt, sie konnte ihren Blick einfach nicht davon lösen und sie dachte sich: dieses Blatt - das bin ich. Ein kleines Blatt, das ganze Jahr ein Teil dieses großen Baumes, doch nun, wo der Herbst da war, wurde es von ihm nicht mehr gebraucht, einfach fallen gelassen.

Aber was sollte jetzt aus dem Blatt werden? Am liebsten wäre sie nach draußen gerannt, um es zu retten, so wie sie sich wünschte, dass jemand sie rettete; aber das würde wohl nie passieren. Weil niemand es konnte, niemand außer ihm. Und sie, unfähig etwas zu tun, saß stumm da und beobachtete es weiterhin.

Wäre sie doch nur ein Held, dann könnte sie die Welt so verändern, wie sie es sich wünschte; doch sie war nur ein kleines Mädchen, dass man im Stich gelassen hatte. Alles zu verändern und die Zeit zurück zudrehen, waren zwei Fähigkeiten, die sie um alles in der Welt haben wollte.

Ob er sie wohl nicht verlassen hätte, wenn sie jemand anderes wäre? In Gedanken ging sie all die Eigenschaften durch, die sich am liebsten eintauschen würde; Eigenschaften, die sie schwach machten und seiner Liebe nicht würdig. Wenn sie doch nur stärker wäre, dann würde niemand es wagen sie zu verlassen und sie würde die Entscheidungen treffen. Sie musste an die verlassene Ehefrau aus dem Film denken, den sie letztens gesehen hatte. Als ihr Mann sie verließ, wartete sie bis er am Wochenende zu seinen Freunden ging und zündete dann das Haus an. Bei dem Gedanken *sein* Haus anzuzünden, musste sie unwillkürlich lächeln. Sie stellte sich vor, wie sie lachend um das Haus rennen würde. Danach würde niemand es mehr wagen, sie zu verletzen.

Aber das war nun einmal nicht die Realität. Sie konnte nicht einfach ein Haus in Brand stecken, den Schaden würde sie in 50 Jahren noch abbezahlen. Zum Glück kam ihr eine ähnlich gute Idee. Sie suchte alle alten Fotos von ihnen beiden zusammen und legte sie auf einen Haufen. Als nächstes kamen seine ganzen Liebesbriefe, die sie damals wunderschön fand, die sie aber heute nur noch zum Weinen brachten. Sie platzierte alles sorgfältig auf

ihrem Fensterbrett, dann holte sie eine Streichholzschachtel. Erfreut beobachtete sie, wie hell und unglaublich schön die kleine Flamme des Streichholzes loderte. Nun nahm sie das erste Bild in die Hand und sah mit leuchteten Augen zu, wie ihre Vergangenheit in rot-goldenen Flammen verbrannte.

Die Briefe verlangten ihr mehr Überwindung ab, da sie immer sehr an seinen Worten gehangen hatte.

Schließlich hielt sie es nicht mehr in diesem Raum aus, sie musste weg! Sie nahm ihre Jacke vom Haken und rannte aus dem stillen, großen Haus.

Er sah, wie sie mit Tränen in den Augen nach Hause rannte und die Tür hinter sich zuschlug. Seitdem war sie nicht mehr herausgekommen. Er hatte schon begonnen sich Sorgen zu machen, doch dann sah er, wie sie sich aus dem Fenster lehnte und mit einem unendlich traurigen Blick hinaus sah. Nun machte er sich fast noch mehr Sorgen um sie, als er vorher schon getan hatte. Und er wurde wütend, wütend auf den Jungen, der sie nie verdient hatte und sie jetzt fallen gelassen hatte. Niemand wusste, wie wunderschön sie war und dass sie es verdient hatte einen Jungen zu lieben, der sie schätzte.

Da stand er nun, in seinem Garten, den Rechen in der Hand und starrte hinauf zu ihrem Fenster, um herauszufinden, was sie wohl gerade machte. Er schüttelte den Kopf Wenn er sich trauen würde sie anzusprechen, dann würde alles so viel einfacher werden. Aber er war nur ihr Nachbar. Das war er schon immer gewesen. Jedes Mal, wenn sie sich sahen, grüßten sie sich schnell und weg war sie wieder. Sie würde nie wissen, wer er wirklich war und was er für sie empfand. Er bezweifelte, ob sie überhaupt wusste, wie er hieß. Er seufzte leicht und fuhr mit seiner Arbeit fort.

Er liebte den Herbst, wenn alles in seinem goldenen Glanz erstrahlte, dann konnte er wieder glauben, dass diese Welt etwas Schönes hatte. Alles war so golden, wie ihr Haar. Da war sie wieder, immerzu schlich sie sich in seine Gedanken und er konnte nicht anders, als es zu genießen. Denn seine Gedanken an sie waren alles, das er noch hatte. An sie zu denken war besser als daran zu denken, was seine Mutter wohl machte. Ob ihr Zustand stabil blieb? Er würde das alles nicht noch einmal durchmachen können, dafür fehlte es ihm an Stärke. Er hasste ihre Krankheit, die sich hinterhältig in ihr Leben eingeschlichen hatte.

Früher war seine Mutter immer früh aufgestanden und hatte die meiste Zeit in ihrem kleinen Atelier verbracht. Sie war eine bekannte Künstlerin gewesen, ein wenig verschroben, aber nichts hatte er so geliebt wie den Glanz in ihren Augen, wenn sie mit einem Kunstwerk fertig war. Doch nun war ihr Blick leer. Trostlos sahen sie ihn an. So leer. Er konnte das nicht ertragen und verbrachte deswegen die meiste Zeit im Garten oder machte den Haushalt.

Überrascht schreckte er aus seinen Gedanken auf als er sah wie seine Nachbarin aus ihrem Haus rannte. Verwirrt verfolgte er sie mit den Augen bis sie nicht mehr zu sehen war. Er wunderte sich, dass sie in diese Richtung rannte. Der Weg dort führte zum Schrottplatz und

wenn man ihn weiterverfolgte kam man zu den Eisenbahngleisen - also was sollte sie dort wollen? Ein Bild

formte sich in seinem Kopf und er beschloss ihr lieber zu folgen. Sie würde das doch nicht tun - oder ..?

Sie rannte so schnell ihre Beine sie trugen. Vorwärts immer vorwärts, ein anderes Ziel hatte sie im Moment nicht. Während sie rannte tauchte immer wieder sein Bild in ihren Gedanken auf. Tränen stürzten aus ihren Augen. Sie wusste was sie tun musste, um ihn vergessen zu können. Endgültig, für alle Mal. Sie kannte keine Furcht und war sich sicher, dass das die beste Lösung für sie war. Eine Heldin konnte sie nicht sein, dann hatte auch alles andere keinen Sinn mehr.

Atemlos kam sie am Bahngleis an. Es wurde diskutiert, ob es stillgelegt werden sollte, da es zu gefährlich sei mitten durchs Gelände, wo niemand damit rechnete, Gleise zu verlegen. Nun nach ihrer Tat würde es sicher stillgelegt werden. Ob sie dann vielleicht doch eine Heldin wurde? Würde man ihr ein Denkmal bauen? Die Vorstellung gefiel ihr.

Sie sah auf ihre Uhr. 14: 27. In drei Minuten würde der Zug kommen. Sie stellte sich auf das Gleis, blickte starr nach vorne.

Panik ergriff ihn. Er rannte so schnell, wie er nur konnte und hoffte aus tiefstem Herzen, dass er sich irrte. Sie konnte doch nicht so verzweifelt sein und diesen Schritt wagen.

Schneller! In diesem Moment bereute er es, sämtliche Sportstunden geschwänzt zu haben. Schon begann er zu keuchen, der Atem blieb ihm weg. Er lief weiter, konnte es sich nicht leisten anzuhalten. In Gedanken flehte er sie an, es nicht zu tun.

Da! Er konnte schon die Warnungen erkennen, die darauf hinwiesen, dass er gefährlich nah am Bahngleis sei. Mit letzter Kraft sprintete er voran.

Einatmen. Ausatmen. Sie sah den Zug kommen. Gerade bog er um die Ecke. Gleich würde es vorbei sein und sie würden ihren Frieden haben. Der Zug kam immer näher.

Er hörte den Zug schon kommen. Da stand sie einsam auf dem Gleis den Blick nach vorne gerichtet. Er wollte ihren Namen rufen, doch die Panik schnürte ihm die Kehle zu. Also rannte er los! Es war noch nicht zu spät, es durfte noch nicht zu spät sein..

Sie lächelte leicht bei dem Gedanken, dass sie vielleicht bald eine Heldin war. Ob er sich schuldig fühlen würde? Der Zug hatte sie schon fast erreicht. Unermüdlich kam er näher, sie schien keiner zu bemerken. Sie schloss die Augen.

Er hatte sie schon fast erreicht, nur noch wenige Schritte trennten sie voneinander. Der Zug war schon viel zu nah. In seiner Panik sprang er auf sie zu.

Plötzlich spürte sie einen harten Aufprall, doch es kam nicht aus der erwarteten Richtung. Überrascht schlug sie die Augen auf und blickte direkt in die klaren blauen Augen ihres Nachbarn.

„Wieso?“, fragte sie atemlos.

Erleichtert atmete er aus. Alles tat ihm weh, doch das war ihm jetzt egal.

"Ich konnte doch nicht zulassen, dass du dein Leben einfach weg wirfst. " ,antwortete er.

Sie musste lächeln. Ihr Held.

Er reichte ihr die Hand und sie ergriff sie.

Vielleicht konnte sie an seiner Seite eine Heldin sein.

Gefallen – Sina Wittig

Langsam öffne ich die Augen. Ist der Wahnsinn wirklich schon vorbei? Ich liege auf dem Boden, habe die Beine ausgestreckt und meine Arme liegen mit den Handflächen nach oben daneben. Noch einmal schlagen meine Augen zu, die Dunkelheit kehrt zurück in meine Seele. Einen ungewissen Zeitraum später fühle ich die Schwere zwar immer noch, die meinen Körper am Boden festhält, aber ich muss gehen. Mit viel Mühe rappele ich mich auf und sehe mich um. Ich befinde mich im Schulflur, weit und breit kein Schüler und kein Mensch zu sehen. Mit schweren Schritten schreite ich zur Haupttür der Schule, lasse meine Sachen auf dem Boden liegen. Ein Blick auf die Uhr verrät mir, dass es schon sehr spät ist und ich besser nach Hause gehen sollte, doch trotzdem will ich lieber an der frischen Luft spazieren, der Natur nahe sein. Ich laufe also hinüber zu einem Fluss in der Nähe unserer Schule und bleibe bei dessen Brücke sitzen. Die Sonne spiegelt sich noch ein letztes Mal im Wasser, bevor sie untergeht. Ich verweile ein paar Minuten in meinen Gedanken, bevor ich mich auf den Weg mache. Daheim angekommen merkt nicht mal jemand, dass ich fehlte und so beschließe ich, mich einfach in mein Bett zu legen um dieses Trauma aus dem Kopf zu bekommen. Doch leider soll dies keine erholsame Nacht werden, ich träume von den ganzen Erlebnissen und wache regelmäßig schweißgebadet auf. Was muss das für ein Gefühl für Menschen sein, jemanden so etwas anzutun?

Sie wissen ja selbst nicht, was sie tun und die Menschen drum herum sind zu blind, um es zu sehen. Ich höre ein Klopfen an meiner Tür. Meine Mutter steht in der Tür und meint, jemand hätte mir meine Sachen gebracht, welche ich wohl vergessen hatte. Ich danke ihr und lege meinen Kopf wieder zur Seite. Sie verlässt das Zimmer und auf dem Flur geht das Gestreite mit Vater wieder los. Sie schreien und ich höre nur noch die Vase von Mutter quer durch den Flur fliegen. Kein Grund sich aufzuregen, das bin ich schon gewohnt. Ich schnappe mir mein Kissen und klettere aus dem Fenster. Erst jetzt bemerke ich, wie dunkel die Nacht eigentlich sein kann. Der Mond ist voll und schaut gespenstisch zwischen Wolken hinter einem Baum hervor. Ich lege mich vorsichtig in das feuchte Gras und fange an, über ein Leben nachzudenken, in einer besseren Welt. Morgens vom Vogelgezwitscher erwache ich wieder und eile in mein Zimmer zurück. Ich schnappe mir meine Klamotten und streife mir meine Jacke über. Schnell noch die Schultasche übergeschwungen und dann zu Fuß entlang des Flusses zur Schule. Meinen Bruder nehme ich schon lange nicht mehr mit, er fährt wohl lieber mit seinen Freunden zur Schule. Freunde, ein Thema was sich bei mir seit dem Umzug hierher nie ergab. Nie hatte man ansatzweise versucht, auf mich einzugehen oder mich zu beachten. Ja, selbst Lehrer ignorieren meine Blicke. Ich schaue in diese gläsernen grünen Augen von unserer Deutschlehrerin und sehe, ihr geht es selbst nicht besser. Die Menschen hier sind alle nur auf ihr bestes bedacht und wenn man was sagt, dann könnte man sich ja selbst schuldig machen. Das gilt natürlich nicht für enge

Freundeskreise aus Kindheitstagen, wo man noch glücklich und ohne Hintergedanken in den Tag lebte. So wie jetzt im Unterricht sitze ich oft da, die Gedanken weit abschweifend, aber heute ist irgendetwas anders. Ein Junge aus meiner Klasse schiebt mir einen Brief zu und meint, der hätte auf seinen Platz gelegen und wäre an mich adressiert. Nach dem letzten Klingeln an dem Tag spurte ich sofort mit dem Brief in der Hand aus der Tür, um heute bloß nicht aufgehalten zu werden. Den Weg zur Brücke renne ich nur noch, Angst, verfolgt zu werden. Keuchend angekommen lass ich mich auf den Boden gleiten. Meine Hände zittern und ich spüre meine Fingerspitzen nicht mehr. Trotzdem schaffe ich es, den Brief zu öffnen und dessen Inhalt zu sehen. In ihm befindet sich ein Zettel. Ich lese Zeilen, die mich verwundern und doch so erfreuen, dass ich nach ewiger Zeit mal lächeln muss. Ein Brief von einem Unbekannten, der schreibt, wie hübsch und intelligent ich wäre. Hätte ich Mut zu zeigen, diese Zeilen ernst zu nehmen, so sollte ich die beiliegende Kette als Geschenk von Freundschaft tragen. Ich schau noch mal in den Umschlag und wirklich, da liegt sie, klassisch aber sofort bedeutsam für mich. Das erste Mal seit unserem Umzug habe ich die Hoffnung, jemanden wie einen Freund gefunden zu haben. Ich lege mir also die Kette an und laufe mit stolzem Blick durch die Straße, bis ich hinter der letzten Ecke meine Klasse sehe. Scheinbar lauern sie wie jede Woche dort herum. Einen anderen Weg zu nehmen ist leider unmöglich und so ziehe ich meine Kapuze tief in mein Gesicht, streife die hervorstehenden Strähnen nach hinten und lege den Blick nach unten. Als ich gerade an der Ecke vorbei bin und aufschrauben will, höre ich auch schon die ersten Worte und eine Hand zieht meine Schulter nach hinten. Ich drehe mich um und stehe ihnen gegenüber. Mit einem Bein um meines gestellt und den Arm um den Nacken gelegt, hört man nur noch das Klatschen auf den Pflastersteinen. Einer der Jungs hatte mich umgelegt und eines der Mädchen kichert nur und meint, sie sollen mich doch bitte am Leben erhalten, sie hätten sonst doch niemanden zum lästern. Erst als man ein Auto vorbeifahren hört, merke ich, wie die Gang wegrennt. Doch auch das Auto verschwindet und ich liege mal wieder am Boden. Ich stehe auf und schlürfe leise durch die Straßen, bis ich endlich daheim ankomme, lege meine Sachen ab und gehe ins Badezimmer. Ich stelle mich vor den Spiegel, sehe, dass mein Gesicht ganz blass ist, die Wimperntusche hat sich über mein ganzes Gesicht ausgebreitet und dicke Tränen rollen über meine Wange. Vorsichtig ziehe ich mich aus. Erst mein Oberteil, ich halte die Luft an, sehe die blauen Flecken und schließe die Augen. Lege nun auch Hose, BH und die restlichen Kleidungsstücke ab. Mein Körper ist übersät mit blauen Flecken. Ich stelle mich unter die Dusche, drehe das Wasser auf und stelle mich unter die eiskalten Massen. Eine Zeit lang verweile ich so, spüre die nassen Haare in meinem Nacken und kralle meine Fingernägel in meine Haut. Dann drehe ich das Wasser auf höchste Stufe, lasse das heiße Wasser auf meine Haut hinabprasseln und gleite langsam in die Ecke der Dusche bis ich auf dem Boden sinke. Ich fange an zu weinen und sehe den Rasierer. Vorsichtig entferne ich die Klinge und schlitze mir den Arm nach und nach auf. Man sieht das Blut durch den heißen Regen fließen. Ein wenig später fühle ich Schwäche und stehe auf. Ich binde mir ein

Handtuch um den verletzten Arm und ziehe mich an. In meinem Zimmer liegt meine Katze schon auf dem Bett. Mit einem genervten Schrei jage ich sie fort. In diesem Augenblick will ich einfach nur alleine sein. Ich lege die Decke um mich, und ziehe meinen Kopf darunter. Dann fällt mir der Brief wieder ein. Von wem kam er bloß und was möchte er damit bezwecken? Gibt es doch Menschen, die sehen und bereit sind, sich zu trauen? Das Thema Mobbing ist zwar bekannt in unserer Schule, jedoch lernt man dort nicht, wie man sich dagegen wehrt. Zum nächsten Morgen erwartet mich eine besondere Freude, die Erkältung hat endlich Besitz von mir ergriffen. Ich huste und schniefe lautstark. Langsam tänzele ich die Treppe runter und mache mir einen Tee. Die Küche ist zu der Zeit noch leer und schnell bemerke ich, warum. Es ist vier Uhr morgens und ich bin wach. Ich ziehe mich also an und laufe ein wenig über die Felder in der Gegend. Die Sonne ist noch nicht einmal richtig aufgegangen, doch die Blumen weiten schon ihre Blätter auf und wissen den Tag am besten zu beginnen in aller Ruhe ohne Störung. Ich laufe also weiter, bis ich eine Bank finde und setze mich. Ich spüre die Müdigkeit in mir aufsteigen und lehne mich zurück. Stunden später wache ich auf und bemerke, ich sollte in der Schule sein. Hastig laufe ich in meine Klasse und zerre die Tür auf, stöhne ein „Entschuldigung“ vor mich hin und setze mich. Und plötzlich überfällt mich ein Hustenanfall und ich höre von hinten nur noch das Gröllen, ich hätte letzte Nacht wohl zu lange auf der Straße gelegen. Aus Reflex taste ich mit meiner Hand zu meiner Kette und halte sie fest, mit dem Gedanken, sie beschütze mich. Da lag ich wohl falsch. Diese Kette war nicht von einem „Freund“, nein, sie war Trickmittel der anderen um zu schauen, wie naiv ich denn wäre, was mir eines der Mädchen kichernd erzählt. Und es stimmt, denn nun kamen die Jungs aufgereiht zu mir auf dem Hof und fordern die Kette zurück, natürlich nicht ohne ihre dummen Sprüche und wie blöd ich denn wäre ,zu glauben, jemand würde sich für mich interessieren. Ich kann nicht mehr. Ich reiße mir die Kette vom Hals und stürme in die Mädchentoilette. Ich packe mein Mäppchen aus und hole eine Schere. Strähne für Strähne kürze ich meine ellenbogenlangen Haare zu einem kurzen Büschel und schau mit Tränen das Gesicht im Spiegel gegenüber von mir an. Der Lippenstift so stark verwischt und der Blick hoffnungslos trüb. Bin das wirklich ich, ist das mein Leben? Ich zerre ein Buch aus meiner Schultasche und schlage es auf. 20.09.2011. WAS EIN SCHLIMMER TAG... und so schreibe ich all meine Gedanken und Gefühle aus meinen heutigen Erlebnissen rein. Doch auf einmal höre ich jemand die Tür öffnen, ich packe schnell mein Tagebuch weg und stecke den Stift ein. Ich verlasse die Kabine und sehe , es ist bloß die Putzfrau. Sie vermeidet meinen Blick und schaut an mir seitlich vorbei. Schnell holt sie ihren Mob und fängt an zu wischen. Ohne ein Wort verlasse ich den Raum und befinde mich wieder auf dem Flur. Dort lauert auch schon die nächste Gefahr, ein Junge aus dem Jahrgang über mir. Er beschimpft mich als „Brillenschlange mit Drahtzaun in der Klappe“. Ich schaue ihn an, möchte ein Wort sagen, doch meine Stimme verliert sich und ich bekomme keinen Ton heraus. Hastig drehe ich mich um und schlendere den Weg zum Haupttor über den Schulhof. Die gesamten Schüler sind schon gegangen als plötzlich eine Lehrerin auf

mich zuläuft. Sie spricht mich an, was denn mit mir los sei und ohne auf eine Antwort zu warten, redet sie einfach weiter, ich solle mir mal Mühe geben und auf die anderen zugehen anstatt wegzurennen nach der Schule, so schlimm wären die ja alle nicht. Für mich stellt sich die Frage, wer hat dieser Lehrerin in den Kopf gesetzt, Menschen wären einfach zu verstehen und die böse Welt wäre reine Erfindung? Menschen können so verschieden sein zu anderen Personen. Eine Seite, die man ihnen überhaupt nicht zutraut und als Überraschung dann austritt. Und genauso solche Menschen leben in dieser Stadt oder irre ich mich und es liegt einfach daran, dass man ihnen nie lehrte, von ihrem Gewissen Gebrauch zu machen und sich zu fragen, ob diese Handlungen etwas Gutem entsprechen? Wohl möglich hat man ihnen das Leben so in die Wiege geben ohne darüber nachzudenken, wie es anderen dabei gehen könnte. Zuhause angekommen melde ich mich bei einem sozialen Netzwerk an. Ich kenne das noch aus meiner alten Stadt und ich hoffe, so meine Freunde von damals wieder zu finden. Doch leider scheinen diese nicht mehr angemeldet zu sein, aber dafür sehe ich meine ganze jetzige Klasse. Ich melde mich in deren Gruppe an um zu schauen, was wir denn zuletzt in der Schule gemacht haben, als ich fehlte. Nun, was ich sehe, bezieht sich wohl leider nicht über den Unterricht sondern mehr über mich selbst. Sie schlagen vor, was sie am nächsten mit mir tun wollen und lästern über meine neue Frisur. Nicht eine Person ist dabei, die den Mut aufbringt, mich zu verteidigen. Da stehe ich nun. Mit viel Erfahrung, damals selbst so einem Mobbingopfer geholfen zu haben und ihr damit Ruf beschert hatte. Und wenn man selbst in solch einer Situation sich befindet, dann ist niemand für einen da. Wobei ich mich frage, woran liegt es, dass mich alle hier hassen? Ich war immer freundlich, begrüßte die Mitschüler und half bei Fragen. Meinen Akzent hört man nicht, Rassismus ist bestimmt auch kein Grund und in der Mode halte ich auch mit , wenn auch eher ungewollt .Es ist in der Nacht, als ich vorm schlafen gehen noch mal zum nachdenken das Haus verlasse. Die Blumen vom Vormittag haben sich wieder geschlossen und auf den Feldern herrscht eine beängstigende Stille. Der Nebel ruht sich sanft aus und man kann den Tau praktisch spüren. Doch gerade, wo ich mich an die Dunkelheit gewöhne, höre ich ein rascheln rechts von mir. Ich drehe mich zu Seite und spüre eine Hand, die mich von hinten erfasst und zu Boden zieht. Man fesselt mich und schleppt mich vor die Schule, entwendet mir mein Shirt und meine Hose und setzt mich so mit Augenbinde auf die Treppen unserer Schule. Eine furchtbare Vorstellung .Erst als morgens der Direktor mich sieht, wird ihm bewusst, das etwas nicht stimmt. Er nimmt mich mit in sein Büro und möchte eine Erklärung. Ich sage ihm, dass es nichts zu Sagen gibt und ich eine Wette verloren habe. Ich tischte ihm eine Lüge auf, aus Angst, sie würden wieder kommen um mich zu demütigen. Mein Direktor gibt mir meine Sachen zurück und entlässt mich mit Vermerk in meiner Akte. Daheim verstecke ich mich in meinem Zimmer und warte so lange, bis ich im Haus alleine bin. Erst als ich mich sicher fühle, gehe ich die Treppe runter und staune nicht schlecht, als ich sehe, wie mein Vater dort mit einer anderen Frau ins Schlafzimmer geht. Ist das der Grund, wieso Mutter jede Nacht weint und sich dann mit ihm streitet? Ich beschließe, dies

mit meinem Bruder zu bereden. Als dieser aus der Schule kommt, ist er erstaunt, dass ich bereits daheim bin und meint, man hätte nach mir gefragt, ob ich denn wieder erkältet wäre. Ich spreche ihn ablenkend zum Thema unserer Eltern an und er reagiert gelassen, dass das doch schon lange so geht und ich zu blind wäre, zu merken, was hier wirklich passiert. Beleidigt drehe ich mich weg und verschließe mich wieder in mein Zimmer. Ich suche mir ein Buch und beginne zu lesen. Es geht um ein Mädchen, wessen Freundin sich umbrachte aus Frust und Trauer. Das Mädchen tat es ihr gleich und die Welt war geschockt von dem, was passierte. Also ein typisches Buch, was man in der Schule durchnimmt um zu sehen, dass es noch andere Auswege gibt und jemand sich sorgen würde. Doch bei mir gibt es niemanden, der sagen würde „Hey, tu es nicht, ich kann nicht ohne dich sein“. Ich schnappe mir also meine Sachen und beschließe zu verschwinden für ein paar Tage. Ich reise durch die Felder und Straßen der Nachbarstadt und sehe mir die herrlichen Sonnenaufgänge am Meer an. Das Leben könnte so schön sein. Nun bin ich schon zehn Tage unterwegs und nirgendwo sah ich eine Suchaktion nach mir. Ich beschließe trotzdem zurückzugehen und zu schauen, was daheim sich getan hat. Als ich mein Haus betrete sehe ich keinen Unterschied. Alle Dinge liegen am üblichen Platz und meine Familie sitzt vorm Fernseher. Nicht einmal ein „Hallo“ ist hier noch üblich. Ich schnappe mir meine Kamera im Zimmer und gehe wieder. In der Schule sehe ich wieder die Gang und versuche, sie auf ein Foto zu bekommen. Wieso weiß ich auch nicht. Aber es gibt mir ein gutes Gefühl, sie unbeobachtet geglaubt, fotografiert zu haben. Zu früh die Freude, denn man sieht mich und sofort rennt ein Junge auf mich zu. Ich fliehe in die Gegenrichtung, doch er holt mich leicht ein, stürzt von hinten auf mich und ich knalle mit meiner Brust voran auf die Straße, direkt vor ein Auto. Mein rechter Fuß ragt über den Rand zum Fluss und ich blicke zur Seite. Ich sehe wieder das Glitzern im Wasser und wünsche mir, es wäre so einfach passiert und fürchte mich vor den Folgen, die jetzt wohl kommen werden. Natürlich kommen die anderen Jungs und Mädchen hinzu, klauen die Kamera und wenden sie gegen mich. Sie fotografieren mich so daliegend wie ein Häufchen Elend und entfernen sich dann wieder. Es dauert keine Stunde und ich sehe die Fotos schon online. Die Kommentare dazu, ich wäre zu blöd, um gerade auf dem Bürgersteig zu laufen und betrunken um diese Uhrzeit wäre mir nicht zuzutrauen, bringen mich zum weinen. Ich schließe die Augen und hoffe, ich habe einen sehr langen Traum, der gleich zu Ende gehen würde. Doch so leicht soll mein Leben nicht sein. Ich höre meinen Vater reinstürmen, was ich mir dabei denken würde, meinen Bruder auf seine privaten Angelegenheiten anzusprechen und dafür die Schule zu schwänzen. Ich meine, ich bin krank und es war Zufall, ihn im Haus zu sehen. Ich habe ja auch Rechte, in meinem Haus mich zu bewegen. Ihn interessiert das herzlich wenig und stürmt Türe knallend aus meinem Zimmer. Dies soll mein letzter Onlinegang sein und ich lösche mich wieder aus dem sozialen Netzwerk, welches wohl seinen Namen sehr verfehlt hat. Ich beginne vor mich hinzuflüstern, setzte mich an mein Tagebuch und schreibe ein Gedicht über Gefühle, über Dinge, die ich verändern würde, hätte ich eine andere Stellung im Leben. Jeder mit einer

richtigen Familie und Freunden kann sich glücklich schätzen, doch ich sehe momentan keinen Sinn. Ich beende mein Buch mit Abschlussworten aber mit keinen Grüßen, dafür mit meiner Geschichte.

Danach gehe ich zu meinem Schrank, suche mir mein liebstes Kleid, ein weißes aus Seide, eigentlich mal für einen Abschlussball bestimmt. Ich stecke mir die Haare hoch und ziehe einen Ring über, den mir mal ein Freund zu Grundschulzeiten gab. So zurechtgemacht laufe ich also los. Ich schlendere durch Straßen mit dem Baustil aus dem Barock, spüre die schweren Steine unter meinen nackten Füßen. Die Hitze hat sich in sie gelagert und nun brennt sie Zeichen in meine Haut. Endlich angekommen setze ich mich an den Fluss und sehe dem Glitzern des Wassers zu. Die Sonne spiegelt einen orangefarbenen Mond und der rosa verfärbte Himmel lässt die Wolken noch blasser erscheinen und so weich wie Watte. Wie schön muss es wohl sein, auf solch einer zu liegen im Himmel? Ich beobachte noch eine Weile die Enten beim Schwimmen und ein kleines Kind, welches vorne am Ufer spielt. Seine Eltern konzentrieren sich dabei voll auf das Wohl ihres Sprösslings und das ihm ja nichts passiert. So eine Familie zu sehen geht mir ans Herz und mir wird schwindelig. Ich lehne mich zurück und begegne mit meinem Blick dem Wellengang. Ganz langsam und sanft, ganz ohne Geräusche, platschen sie durch die Wassermengen in einem Strom. Ein Strom. Vielleicht ist es das, was mich an Wasser so fasziniert. Niemand wird ausgeschlossen und alle halten zusammen, egal was passiert. Ich lehne mich wieder vor und lasse meine Beine ins Wasser baumeln. Die leichte Kühle setzt sich in meinen Füßen fest und nach einer Weile spüre ich meine Zehen nicht mehr. Die Menschen sind mittlerweile verschwunden und nur noch ein Pärchen sitzt da und beobachtet den Mondschein und den weit entfernten Leuchtturm im Hintergrund. Für einen Künstler die perfekte Kulisse für romantische Bilder. Aber ich bin weder ein Künstler, noch habe ich jemanden für Romantik. Ich warte lange, bis das Pärchen nun endlich zu müde wird und ihren Liegeplatz verlässt. Nachdem sie verschwunden sind, steige ich langsam mit dem rechten und dann mit dem linken Fuß voran die Brücke hinauf. Ich stelle mich an das Geländer und hebe mich halb darüber, schaukle meinen Kopf nach unten und stelle mich wieder zurück. Die Brücke ist vielleicht zehn Meter hoch, aber nicht mehr. Der Mond scheint perfekt, das Wasser ruht sanft, keine Lebewesen in Sicht. Nur ich alleine mit der Brücke und meinem Schicksal. Man fragt sich immer, was einem Menschen bei solchen Versuchen durch den Kopf geht. In erster Linie höre ich Stimmen. Stimmen von Menschen, die mir Leid antaten und denen ich nun den Teufel an den Hals hetzen möchte. Dann höre ich die Stimmen meiner Eltern, welche mich zwar warnen und dann sich wegrehen und einfach fortlaufen. Die Stimmen meiner damaligen Freunde gehen auch immer mehr verloren, bis ich nur noch ein Rauschen im Ohr habe von den ganzen Stimmen. Keine ist mehr zu identifizieren und nun ist mein Kopf wirklich leer. Ich bin mir nicht mehr bewusst, was ich tue, mein Körper handelt mechanisch, aber ich möchte mich auch nicht wehren. Langsam hebe ich mein rechtes Bein über das Geländer. Doch dann rutsche ich mit dem Arm ab, fange mich wieder und halte kurz inne. Das linke Bein folgt

nun und ich kreuze hinter mir meine Armen auf dem Geländer. Ich lasse eine Hand los und bin schon dabei, die andere langsam abgleiten zu lassen, als mich plötzlich eine Hand von hinten packt. Meine Gedanken fangen an zu rasen und das Bild von der Brücke und dem Fluss wird schwarz in meinen Augen. Doch dann folgt eine zweite Hand und Menschen ziehen mich zurück auf die Brücke. Ein Mann redet hastig mit anderen Personen, ich bräuchte eine Decke und etwas warmes, um mich zu erholen. Ich werde auf den Boden gelegt und schlafe sofort ein. Als ich aufwache, steht eine Gruppe junger Erwachsener vor mir. Sie freuen sich, dass ich endlich wach bin und meinen:

Wir helfen dir. Du bist nicht allein!

Perfektion täuscht - Viviane Wolfarth

Sie schaute mich an, mit ihren großen Glubschaugen. Ihre perfekte Haut, makellos wie immer. Nichts gab es auszusetzen an ihr- nichts außer der Tatsache, dass sie böse war.

Ja, ich weiß, es mag komisch und verrückt klingen, wenn ich euch gleich sage um wen es gerade geht.

Ich verbrachte meinen 10. Geburtstag im Krankenhaus, da der Schulbus einen Unfall gebaut hat. Ich bekam sie vor 5 Jahren, zu meinem 10. Geburtstag geschenkt, die Puppe, die mich seitdem bis in meine Träume verfolgte. Sie jagte mir Angst ein und ich konnte nichts dagegen tun. So oft ich auch versuchte mir klar zu machen, dass es nur eine harmlose Puppe war, so oft kehrte die Angst wieder zu mir zurück. Mittlerweile wollte ich nicht mehr allein zu Hause bleiben, nicht tagsüber, nicht abends.

Alles begann mit dem Abend, an dem ich das erste Mal alleine zu hause war - nach meinem Geburtstag. Meine Eltern waren essen und ich saß in meinem Zimmer an meinem Computer. Es war alles still und somit hörte ich es direkt. Das Geräusch hinter mir. Die Schranktür knarrte, als sie auf ging. Auf dem Boden lag sie, meine Puppe Flora. Sie sah so friedlich aus und so lieb. Doch ihr Lächeln und ihre Perfektion täuschten. Damals dachte ich mir noch nichts. Ich meine, sie war aus dem Schrank gefallen, und weiter? Ich legte sie wieder zurück in den Schrank.

Ihr glaubt das war schon alles? Nein. Sonst wäre es ja auch ein bisschen albern, es geht noch weiter.

Ich übernachtete eines Abends bei einer Freundin und nahm Flora mit, denn meine Freundin hatte ebenfalls eine solche Puppe. Wir wollten sie frisieren und ihnen über die Ferien Kleider schneiden. Es war spät und wir lagen in unseren Betten, als wir im Badezimmer ein Rauschen hörten. Da wir auch in dem Moment wieder alleine waren, wunderten wir uns ein wenig und gingen ins Badezimmer. Was uns dort erwartete ließ unserem Atem stocken. In der Badewanne war das Wasser bereits 20 Zentimeter eingelassen und die Puppe meiner Freundin lag darin. Auf dem Badewannenrand saß Flora. Unheimlich oder? Ich denke wir beide hatten ein mulmiges Gefühl, aber keiner traute sich es auszusprechen. Also verdrängten wir es.

Doch was jetzt kommt, war noch eine Nummer schlimmer.

Flora lag, wie immer, in ihrer Ecke. Sie sah mal wieder sehr ruhig und lieb aus - wie es sich für eine Puppe eben gehört. Dieses Mal war ich nicht allein zu Hause. Ich ging also schlafen und beachtete sie nicht weiter. Mir gingen viele verschiedene Dinge durch den Kopf, zum Beispiel die Mathearbeit, die morgen anstand oder der neue Mitschüler, der ja schon irgendwie ganz süß war. Ich dachte die ganze Zeit an solche Sachen und konnte einfach nicht einschlafen. Kennt ihr das, wenn man schlafen will, aber man die ganze zeit ungewollt nachdenken muss?! Das ist nicht gerade angenehm und deshalb lag ich mehrere Stunden

wach, jedoch ohne mich zu rühren. Wenn ich im Bett liege, und das ganze Haus ist dunkel, bekomme ich schnell Angst und traue mich kaum noch zu atmen.

Ich war gerade am einschlafen, befand mich in so einem merkwürdigem Halbschlaf, als ich eine Hand im Nacken spürte. Langsam streichelte sie hin und her. Ich dachte es war meine Mutter und genoss es. Als ich ihre Hand nehmen wollte zog sie diese schnell weg und packte mich am Hals. Ich riss die Augen auf und stieß einen lauten Schrei aus. Es war Flora, die mich würgte und ich rang nach Luft. Ich versuchte so laut wie möglich zu sein, damit meine Eltern kamen, aber ohne Luft ist das gar nicht mal so leicht. Ich konnte mich nicht aus den Fesseln meiner Puppe befreien, sie hatte einen zu starken Griff. Nach etwas einer Minute kamen endlich meine Eltern in mein Zimmer gestürzt und Flora ließ mich los. Nun lag sie wieder da, als hätte sie nichts getan. Ich war so aufgewühlt und immer noch so außer Atem. Meine Eltern setzten sich an mein Bett und hielten meine Hände. Sie sahen sich verständnislos an, fragten aber mich aber nicht, was passiert war. Ich sagte ihnen noch, sie sollten die Puppe ins Badezimmer einschließen. Ich ahnte keinen Grund und sie taten es.

Schlafen konnte ich nach diesem Erlebnis ganz bestimmt nicht mehr. Ich blieb wach in meinem Bett liegen und versuchte, mir die Zeit durch das Erfinden von Liedern zu vertreiben. Es gelang mir. Meine Mutter kam schon morgens um acht Uhr in mein Zimmer und legte sich zu mir. Ich war sehr froh, sie jetzt bei mir zu haben. Nach einer Weile fragte sie: „Hast du schlecht geträumt, letzte Nacht?“ „Nein, das war es nicht. Ich konnte sehr schlecht einschlafen und war aber schon im Halbschlaf. Und dann war da plötzlich eine Hand, die meinen Nacken streichelte. Und ich dachte, du warst das, aber das war Flora! Ich wollte ihre Hand nehmen und dann hat sie zugepackt. Sie hat mich gewürgt und ich bekam keine Luft mehr. Wenn ihr nicht gekommen wärt, hätte sie mich wahrscheinlich noch umgebracht!“, ich wurde immer lauter und fing an zu weinen. Meine Mutter nahm mich in den Arm. Ob sie mir das glaubte? Vermutlich nicht, aber andererseits hätte ich auch keinen Grund gehabt mir diese Geschichte auszudenken. Am Ende dachten sie noch, ich wollte mich umbringen! Nein! Ich doch nicht! Ich war doch gerade mal 10.

Ich bin dann eingeschlafen und wachte erst am späten Nachmittag wieder auf. Als das Wohnzimmer betrat, musterten meine Eltern mich aufmerksam. Ja, sie dachten wirklich ich wollte mich umbringen. Wie absurd.

Ich versuchte meinen Eltern den Rest des Tages aus dem Weg zu gehen. Das war ein großer Fehler, denn so verstärkte sich ihre Annahme nur noch.

Auch die nächsten Tage verliefen ohne große Worte. Natürlich sprach man über das übliche, die Schule. Wie jeden Tag fragte meine Mutter: „Und? Wie war die Schule?“ Und wie jeden Tag antwortete ich: „Gut.“ Nach dem Mittagessen verzog ich mich auf mein Zimmer und begann mit den Hausaufgaben. Zuerst das schlimmste: Mathe, dann kam Deutsch und später noch Sachkunde. Nach etwa einer halben Stunde klopfte es an meiner Zimmertür, meine Mutter betrat das Zimmer. Sie schaute sich um, als hätte sie dieses Zimmer noch nie zuvor gesehen. Vermutlich suchte sie nach Anzeichen möglicher Depressionen. Das war

nicht nötig, denn wie sich herausstellte sollte das in Zukunft ein Fachmann übernehmen, sie schickten mich allen Ernstes zu einem Psychiater. Mich, mit meinen 10 Jahren!

Ich meine, was erwarteten sie denn, was ich dem Heini dort erzähle? Irgendwelche geplanten Selbstmordversuche und wie ich vorgehen würde? Sie hielten mich wirklich für verrückt, aber ich würde auch dem Psycho-Doc nichts anderes erzählen als meinen Eltern.

Der Termin war an einem Donnerstag Nachmittag. Mein Vater fuhr mich zur Praxis und erklärte mir, dass er mich in einer Stunde wieder hier abholen würde. In der Zwischenzeit erledigte er den Einkauf. Ich hatte Flora mitgenommen, denn schließlich war sie ja an allem Schuld gewesen.

Ich betrat also diesen Raum, in dem der Psycho-Doc schon auf mich wartete. Er war erstaunlich jung, hatte blondes lockiges Haar und war nicht gerade groß. Er machte einen vertrauenswürdigen Eindruck. Der Raum in dem ich jetzt war, war groß und gemütlich. Die Wände waren mit Regenbogen und Tieren bemalt, also war der Mann vermutlich nur für Kinder zuständig. In dem Raum befanden sich ein Sofa, ein kleiner Tisch, zwei Stühle, ein Schrank aus Holz, der schon ziemlich viele Löcher hatte und noch ein Schreibtisch. Psycho-Doc saß an dem Schreibtisch. Er stand auf und begrüßte mich freundlich. Dann fragte er mich, ob ich mich nicht setzen wolle und deutete auf das Sofa. Ein Glas Wasser stand schon bereit. Ich ging davon aus, dass es für mich war und griff danach - ich lag richtig.

Dann wurde es ernst. Er setzte sich zu mir und begann das Gespräch: „Hallo, Layla. Wie geht es dir denn heute?“ „Hmm, eigentlich ganz gut, denke ich. Und Ihnen?“ „Mir geht es auch gut.“, er musste lächeln, „Weißt du warum du hier bist?“ Ich überlegte einen Moment, was ich sagen sollte, aber ich entschied mich ehrlich zu sein: „Ich glaube, meine Eltern glauben, ich will mich umbringen.“ „Stimmt das denn? Willst du deinem Leben ein Ende setzen?“ „Nein! Natürlich nicht! Ich bin doch erst 10!“, ich glaube, ich schrie etwas zu laut. „Hast du denn auch eine Ahnung, warum deine Eltern so etwas denken könnten? Ich meine, vielleicht hast du dich ja in letzter Zeit ein wenig anders verhalten als normalerweise?“ „Also es gab da so einen Vorfall. Ich glaube deswegen halten sie mich auch für verrückt und wenn ich Ihnen das jetzt erzähle, sie bestimmt auch.“ „Erzähl es mir, Layla. Ich werde nicht denken, du seiest verrückt, versprochen. Du willst doch auch, dass deine Eltern sich keine Sorgen mehr machen brauchen, oder?“ „Ja.“ „Sehr gut, aber dazu brauche ich jetzt deine Hilfe.“ „Also gut. Ich erzähle es Ihnen. Ich hatte vor etwa einem halben Jahr Geburtstag und da bekam ich von meinen Eltern eine neue Puppe geschenkt, sie heißt Flora und sie hat ein wunderschönes Gesicht. Am Anfang war noch alles gut und sie war eine ganz normale Puppe, aber mit der Zeit geschahen immer merkwürdigere Dinge. Flora wurde immer bösser und vor kurzem, als ich nicht schlafen konnte, verletzte sie mich.“ „Wie meinst du das “Sie verletzte mich“ ?“ , fragte er. „Na, ich meine sie verletzte mich. Sie war auf einmal in meinem Bett und begann mich zu würgen. Ich konnte mich nicht wehren, aber als meine Eltern kamen hörte sie auf, ohne dass die etwas bemerkten. Und deshalb glauben sie jetzt ich hätte mir selbst etwas angetan.“ „Das klingt... nicht nach einer Puppe, Layla. Bist du dir

denn sicher, dass niemand anders im Raum war?“ „Ja, absolut. Meine Eltern haben ja das Licht angemacht als sie in der Nacht in mein Zimmer kamen.“ „Na gut, hast du deine Puppe dabei?“ „Ja, aber sie liegt draußen im Wartezimmer.“, ich zeigt Richtung Flur. Psycho-Doc sagt, ich sollte meine Puppe holen und er holte eine Kamera. Er hatte einen Plan, den er mir vorher noch erklärte. Als ich wieder im Behandlungsraum war, war der Doktor nicht mehr zu sehen, wie abgesprochen. Ich setzte mich wieder auf das Sofa und befolgte den Plan möglichst genau. Ich begann etwas zu malen und sprach mit Flora. Es dauerte eine Weile bis Flora "erwachte". Ich tat, als habe ich es nicht bemerkt und konzentrierte mich auf meine Zeichnungen. Irgendwann merkte ich, dass sie neben mir saß. - Nicht umdrehen, jetzt bloß nicht umdrehen -, dachte ich mir. Wenn ich mich jetzt umgedreht hätte, wäre alles vorbei gewesen. Ich wartete noch mehrere Minuten, dann spürte ich wieder, dass sie sich rührte. Ich bemerkte wie ein Bleistift neben meiner Zeichnung verschwand, aber tat als merkte ich nichts. Ich malte einfach weiter. Als ich eine kurze Pause machte, war es soweit. Etwas berührte meinen linken Unterarm. Es strich erst langsam darüber und als ich dann hoch schaute, realisierte ich nur noch einen stechenden Schmerz. Ich sah zu viel Blut, alles war rot, dann schwarz.

Meine Eltern waren das erste, das ich seitdem ich Ohnmacht gefallen war wieder gesehen hatte. Sie lächelten mich zuversichtlich an. Wo war ich? Wieso war hier alles so weiß? Meine Eltern bemerkten meinen fragenden Blick und erklärten mir, ich hätte einen Unfall gehabt und sei nun im Krankenhaus. Ich lag zwei Wochen im Koma, jetzt war ich endlich wieder wach. Ich fragte nach Flora und, ob meine Eltern mir jetzt endlich glaubten, dass ich keines Falls selbstmordgefährdet war. „Selbstmordgefährdet? Du?“ Ich hatte wohl, einen Tag nach meinem Geburtstag einen Herzstillstand, lag dann für zwei Wochen im Koma und jetzt war ich wieder wach. Flora gab es, keine Frage, aber die ganzen Vorfälle habe ich mir eingebildet und sozusagen "geträumt" während ich im Koma lag. Flora verbannte ich jedoch trotzdem in die Mülltonne der Nachbarn.

GEORG KONELL



1912 - 1991

GEORGE KONELL, am 6. Juni 1912 in Berlin geboren, verlor im Alter von zwei Jahren seine Mutter durch einen Unfall. Bis zu seinem 14. Lebensjahr war er in einem Waisenhaus untergebracht. Schon als Jugendlicher beschäftigte er sich intensiv mit dem Lesen und Schreiben. Sein sehnlicher Wunsch, Musik zu studieren, blieb unerfüllt; stattdessen musste er eine Feinmechanikerlehre absolvieren. Von 1940 an war Konell Soldat, zuletzt in Holland und Frankreich. 1946 kam er aus englischer Gefangenschaft.

Seit 1955 lebte er mit seiner Frau in Wiesbaden, später vor allem auch auf der Insel Föhr. Ilse Konell ermöglichte ihrem Mann die Existenz eines freien Schriftstellers.

Er starb am 17. Mai 1991.

Dem Auftrag, das Werk von *George Konell* in die Freiheit der Diskussion zu entlassen, stellte sich Ilse Konell, die zu ihren besonderen Freunden Klaus Maria Brandauer zählen kann, indem sie den *Orphil Verlag* gründete. Der Schwerpunkt ihrer verlegerischen Intention sind die Werke ihres Mannes.

Die Jury 2011:

Elke Deichmann (Buchhändlerin),

Brigitte Forßbohm (Verlegerin),

Anja Lobbenmeier (Preisträgerin des Jahres 2009),

Shirin Sojitrawalla (Journalistin)

Ulrich Poesnecker (Lehrer)

Impressum:

Landeshauptstadt Wiesbaden – Kulturamt

Körperschaft des öffentlichen Rechts

Schillerplatz 1-2, 65185 Wiesbaden

Telefon: 06 11 – 31 47 08